

Besprechungen

Neue Literatur zu Frauen- und Wahlrechtsbewegungen in Galizien und der Habsburgermonarchie

Dietlind Hüchtker: Geschichte als Performance. Politische Bewegungen in Galizien um 1900. (Geschichte und Geschlechter, Bd. 65.) Campus-Verl. Frankfurt am Main u.a. 2014. 386 S., Ill. ISBN 978-3-593-50070-6. (€ 45,-)

Angelique Leszczawski-Schwerk: „Die umkämpften Tore zur Gleichberechtigung“. Frauenbewegungen in Galizien (1867-1918). (Osteuropa, Bd. 9.) LIT. Wien u.a. 2015. 369 S., Ill., graph. Darst. ISBN 978-3-643-50586-6. (€ 44,90.)

Hanno Rebhan: Entwicklung zur Demokratie in Österreich. Verfassung, Kampf um Gleichstellung und Demokratiedebatte in der Habsburgermonarchie (1867-1918). (Wissenschaftliche Beiträge aus dem Tectum-Verlag: Reihe Geschichtswissenschaft, Bd. 24.) Tectum-Verl. Marburg 2014. 307 S. ISBN 978-3-8288-3340-1. (€ 34,95.)

Im Zuge des sich entwickelnden Parteienwesens und damit einhergehender Demokratisierungsbestrebungen gewannen auch die Frauenbewegungen für die zunehmende gesamtgesellschaftliche politische Mobilisierung in der sich reformierenden Habsburgermonarchie an der Wende zum 20. Jh. an Bedeutung. Insbesondere in den multiethnisch und -konfessionell geprägten Regionen fragmentierten sie sich nicht nur nach politischen, sondern auch nach ethno-konfessionellen Gesichtspunkten. Ein besonderes Forschungsfeld für die Entwicklung der Frauenbewegungen, die als „soziale, kulturelle und politische Bewegung, der es um die Veränderung bestehender gesellschaftlicher und politischer Verhältnisse und Geschlechterverhältnisse geht“ (Leszczawski-Schwerk, S. 11), definiert werden, stellt Galizien mit seinen zahlreichen ethno-konfessionellen Fragmentierungen dar. Die Entwicklung der ethno-konfessionellen Frauenbewegungen war dort eng mit derjenigen der nationalen Bewegungen verbunden.

Obwohl in den vergangenen Jahren ein verstärktes Forschungsinteresse einerseits an Galizien und andererseits an Frauenrechtlerinnen und Frauenbewegungen insgesamt festzustellen ist, sind Studien zu regionalen Frauenbewegungen in multiethnischen und -konfessionellen Gebieten sowie komparatistische Untersuchungen der dortigen Bewegungen ein Desiderat der Forschung. Während alle drei anzuzeigenden Studien den gesamthabsburgischen Kontext berücksichtigen, ordnen die beiden zuletzt genannten die Frauenbewegungen auch in einen gesamt-polnischen wie auch einen transnationalen Kontext ein. Insgesamt greifen gerade die Studien von Dietlind Hüchtker und Angelique Leszczawski-Schwerk damit nicht nur ein wesentliches Desiderat der gegenwärtigen Galizienforschung auf, sondern zeigen auch, dass komparatistische Ansätze für die Analyse von Gesellschaften in ethno-konfessionell gemischten Regionen weiterführend entwickelt werden können.

Das an dieser Stelle knapp anzuzeigende rechts- und diskurshistorisch orientierte Werk von Hanno Rebhan erörtert die Entwicklung der Demokratie in Cisleithanien. Da der Vf. die Grundlagen der österreichischen Demokratie nach 1918 diskutieren will, beschreibt er zunächst die Demokratisierung und Entdemokratisierung des politischen Systems vor dem „Ausgleich“ 1867, um zu zeigen, dass die innen- und außenpolitische Destabilisierung ein „Garant für die Demokratisierung des politischen Systems“ gewesen sei (S. 67). Durch die Regelungen der Staatsgrundgesetze von 1867 seien demokratische Elemente in den konstitutionellen Staatsaufbau aufgenommen worden. Neben der hier interessierenden Frauenbewegung seien dabei die Entwicklung der Sozialdemokratie und von wissenschaftlichen Debatten über die Demokratie wichtige Faktoren gewesen. Insgesamt hebt R. die Organisation von Frauen in politisch agierenden Vereinen sowie die hierdurch initiierten, seit der letzten Dekade des 19. Jh. zunehmenden und insbesondere von den Parteien und Be-

wegungen getragenen Wahlrechts- und Vereinsrechtsdebatten als demokratische Elemente hervor und schafft so eine notwendige Kontextualisierung dessen, was L.-Sch. und H. für Galizien herausarbeiten. Zunächst diskutiert er daher den Gleichheitssatz im (Früh-, Neo-) Konstitutionalismus, um dann die „alte Frauenbewegung“ zu charakterisieren. In weiteren Abschnitten charakterisiert er die Eigenheit der sich entwickelnden bürgerlich-liberalen, der proletarischen und der katholisch-christlichsozialen Frauenbewegung, um dann den Kampf um die Gleichstellung bei politischen Rechten und die Demokratiedebatten im Rahmen der Beckschen Wahlrechtsreform im Abgeordnetenhaus 1906 zu analysieren. In deren Zuge wurde das allgemeine Männerwahlrecht etabliert. Anschließend zeigt er, dass die Frauenbewegung auch für eine Gleichstellung im Vereinsrecht agitierte, und diskutiert die Demokratiedebatten im Ersten Weltkrieg, in denen das weibliche Engagement ein wichtiges Argument darstellte. Auch wenn der Vf. seine Beispiele überwiegend aus den Gebieten des nach 1918 entstehenden Österreich in die Analyse einfließen lässt, so sind die rechtshistorischen Entwicklungen für ganz Cisleithanien von Bedeutung. Der flüssig geschriebene Band ist so als eine gute Einführung in die Kontexte der hier anzuzeigenden Studien über die galizischen Frauenbewegungen zu werten.

Die Bände von L.-Sch. und H. nähern sich der galizischen Frauenbewegung aus unterschiedlichen Perspektiven und bieten daher einen komplementären Zugriff auf die Frage des Verhältnisses von Frauen- und Nationalbewegungen. L.-Sch. hat sich zum Ziel gesetzt, die ethno-religiösen Frauenbewegungen Galizien-Lodomeriens aus einer sozial-, geschlechter- und frauengeschichtlichen Perspektive vergleichend zu analysieren. Dabei stellen die Vielschichtigkeiten des „bunten Kaleidoskop“ Galizien (S. 9) eine Herausforderung an die Gliederung und wissenschaftliche Aufbereitung der unterschiedlichen Bewegungen, ihrer Gruppierungen und Medien dar. Hierbei ist es ihr gelungen, die Analyse der unterschiedlichen Bewegungen in einer sehr lesenswerten Studie gegenüberzustellen, deren Wert in der gelungenen Verflechtung detailgesättigter Darstellungen einzelner Bewegungen und übergreifender, analytischer Diskussionen liegt.

Hierfür hat sie ihre Studie in drei Hauptkapitel untergliedert. Zunächst kontextualisiert L.-Sch. die Entwicklung der Frauenbewegungen in Galizien zwischen 1867 und 1918, in der sie die Divergenzen der ethno-konfessionellen Frauenbewegungen ebenso diskutiert wie ihre Entwicklungsschritte, unterschiedlichen politischen Strömungen und transnationalen Verflechtungen. Das zweite Hauptkapitel widmet die Vf. der Organisation und Strukturierung der Frauenbewegungen auf regionaler und überregionaler Ebene, indem sie zunächst von einer Typologie der galizischen Frauenvereine ausgehend die inneren Strukturen, ihre (intra)nationalen, transnationalen und internationalen Netzwerke am Beispiel der Lemberger Frauenorganisationen sowie abschließend die transnationalen Frauenbewegungsnetzwerke und Aktionskampagnen analysiert. Nach diesen eher organisationsgeschichtlichen Schwerpunkten diskutiert L.-Sch. die Räume der Emanzipation, d.h. die Frauenpresse und die Medien, in denen Frauen besonders berücksichtigt wurden, wobei sie die einzelnen Abschnitte jeweils nach den jeweiligen ethnischen Gruppen untergliedert. Nach dieser grundlegenden Darstellung analysiert die Vf. exemplarisch charakteristische und für die Frauenbewegungen zentrale Diskurse wie den Bildungsdiskurs, die Wahlrechtsdebatte, den Mobilisierungsdiskurs und das Verhältnis von Gender und Sprache. Ausgehend von dem für die deutsche, amerikanische und polnische Frauenbewegung entwickelten Modell der Entwicklungsstufen der Frauenfrage, diskutiert L.-Sch. zusammenfassend das für Galizien entwickelte Phasenmodell der galizischen Frauenbewegungen: Dieses teilt sie ein in eine unpolitische Vorstufe und die „Inangriffnahme“ der Frauenfrage 1860-1880, in eine Phase der Bildungsbewegung, Expansion und Differenzierung der Frauenvereine 1880-1905, dann in einen Abschnitt der zunehmenden Politisierung, Differenzierung und Mobilisierung bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs und in die Phase des Ersten Weltkriegs selbst, wobei in der Letzteren die Bewegungen Elemente sozialen Engagements, von Patriotismus und Forderungen nach politischen Rechten umfassten. Sie stellt aber auch fest, dass sich die Etappen bei den jüdisch-nationalen Frauenvereinigungen inso-

fern verschoben, als 1890-1907 eine Anfangs- und Orientierungsphase, anschließend bis 1914 eine Zentralisierungsphase und im Ersten Weltkrieg eine Phase des sozialen Engagements festzustellen sei. Das Spektrum bei den ruthenischen und polnischen Vereinen habe zwischen praktischen Tätigkeiten und politischer Einmischung changiert.

Insgesamt stellt die Vf. fest, dass die galizischen Frauenbewegungen vom Ideentransfer anderer Frauenbewegungen in Zentral-, Nord- und Osteuropa profitiert hätten. Es hätten sich Wechselwirkungen zwischen weiblicher und nationaler politischer Kultur ergeben, wobei sich aber die Frauenbewegungen im öffentlichen Raum inszeniert und zu solidarischen Aktionen und Interaktionen zusammengefunden hätten, zumeist im Rahmen der Forderung nach dem Frauenwahlrecht. Hierbei habe ein gemeinsamer Nenner darin bestanden, dass politische Forderungen an die imperiale Macht gestellt worden seien. Durch die eigenen Medien seien Kommunikationsstrukturen und Mikrokommunikationsräume geschaffen worden, die wiederum neue Möglichkeiten für eine Vernetzung und Mobilisierung der Frauen geboten hätten. Somit kommt sie abschließend zu der These, dass die Spezifik der Frauenbewegungen im multiethnischen Galizien nicht in einer Variante des Feminismus, sondern vor allem im zeitlichen und räumlichen Naheverhältnis gelegen hätte. Dieses sieht sie als Netzwerk vielfacher kultureller Wechselbeziehungen unterschiedlicher Qualitäten und Reichweiten, das auch als mehrdimensionales Feld weiblicher Beziehungen zu charakterisieren sei, obwohl die Frauenbewegungen immer national gefärbt gewesen seien.

Legt diese Studie übergreifende Grundlagen zum Verständnis der unterschiedlichen galizischen Frauenbewegungen, so beschäftigt sich H. im Wesentlichen mit den Werken dreier galizischer Feministinnen. Sie geht davon aus, dass für politische Bewegungen die Historisierung des Wissens eine zentrale Rolle spielte. Durch diese Bewegungen wurden Kollektive mit einer gemeinsam erfahrenen Geschichte der Unterdrückung oder Benachteiligung geschaffen und politische Handlungsnotwendigkeiten abgeleitet, weil sie nicht nur Narrative der Historizität und Erfahrung, sondern auch Praktiken der Partizipation und des Wandels begründen (S. 8). Die drei im Fokus der Studie stehenden Feministinnen und Schriftstellerinnen Maria Wysłouchowa, Natalja Kobryns'ka und Rosa Pomeranz waren in der Bauern-, der Frauen- bzw. in der zionistischen Bewegung aktiv und fokussierten sich auf Frauenpolitik. Für sie habe Galizien als negativer Bezugspunkt für Peripherie, Korruption und ökonomische sowie soziale Rückständigkeit gegolten. Dennoch hätten sich in ihren Werken „Galizien“ als Metonymie für Rückständigkeit und Nationalität und „Galizien“ als Metonymie für Fortschrittlichkeit gegenseitig bedingt. Die Autorinnen sahen Frauenpolitik auch als Symbol für eine Auseinandersetzung um Machtverteilung, sodass der „Geschlechterkampf“ nur einen Aspekt darstelle, wobei in der Frauenpolitik insgesamt Fortschritt und Tradition, Gleichheit und Differenz, Öffentlichkeit und Privatheit und damit alte und neue Hierarchien thematisiert, konstituiert, verschoben und rehabilitiert worden seien.

Zur Ausführung dieser Thesen untergliedert die Vf. ihre Studie in vier Kapitel, die – ausgehend von dem Begriff der Performanz – plakativ titulierte werden: Zunächst stellt sie die Feministinnen in biografischen Abrissen vor. Im Mittelpunkt der Darstellung über Wysłouchowa steht die Entwicklung ihres Engagements in Kongresspolen, dann aber auch ihr Netzwerk zu befreundeten Autor/inn/en wie Maria Orzeszkowa und nicht zuletzt das enge Verhältnis zu ihrem Mann, dem Sozialisten und späteren Politiker der Bauernpartei Bolesław Wysłouch. Kobryns'ka, Gründerin des Vereins Ruthenischer Frauen in Stanisławów, kämpfte wiederum für die Realisierung vielschichtiger Gesellschaftsentwürfe, wobei ihr Hauptthema die Konkurrenz zwischen polnischen und ruthenischen Frauen gewesen sei. Sie steht in dieser Studie jedoch auch für eine Frau, die sich weder von ihrem Mann noch von den ruthenischen Frauen ausreichend verstanden und unterstützt fühlte. Pomeranz dagegen wurde für die Nachwelt zu einer vorbildlichen Kämpferin und Heldin für die zionistische Idee und Frauenemanzipation gleichermaßen, wobei H. hier den Bogen zur Zweiten Republik schlägt, um zu zeigen, dass z.B. die Zeitung *Ewa* Impulse für die Entwicklung

einer moderaten, zionistischen Frauenpolitik aufgriff, die Pomeranz vor dem Weltkrieg entwickelt hatte. Hiermit macht H. deutlich, dass das Agieren der drei Publizistinnen in den jeweiligen Arenen der politischen Bewegungen stattfand, dass auch Wyslouchowa und Kobryns'ka versuchten, ihre Kontakte transnational auszubauen.

Im zweiten Kapitel stellt H. die „Stücke“ unter dem Aspekt des Propagierens ihrer Ideen vor, indem sie sich auf das Erschreiben von Kollektiven, das Komponieren von Erfahrung und das Darstellen von Geschichte konzentriert. Anschließend geht es um die „Bühnen“, indem sie das Ritualisieren von Bildung, das Einüben nationaler Praktiken und das Entwerfen von Gesellschaft in den Werken der drei Frauen analysiert. Hiermit verdeutlicht die Vf., dass die drei Frauen unabhängig voneinander agierten und ihr Anliegen unterschiedlich „erzählten“, obwohl die Konstruktion von Kollektiv, Erfahrung und Geschichte ihnen gemeinsam war. Sie nutzten insbesondere das Medium der den Bewegungen jeweils nahestehenden Publizistik, wobei die mehr oder weniger fiktiven Erzählungen durch den jeweiligen Publikationsort politisiert wurden, aber auch auf die politische Praxis hindeuteten. Hierbei wird der Fokus aller drei Publizistinnen auf den gesamten Bildungsbereich wie Lesesäle und Kindergärten sichtbar, die als Schlüssel zum Erfolg angesehen wurden. An diesen Beispielen wird aber auch deutlich, wie transnationale Kontexte aufgegriffen und lokal verankert wurden. Jedoch stellt H. auch klar, dass solche Bildungszentren auf lokaler Ebene performativ, selbstreferenziell und wirklichkeitskonstruierend wirkten.

Die Form der Mobilisierung greift H. dann im Kapitel über die „Aufführungen“ weiter auf. Hierbei nimmt sie auf Vorbilder, die „Monologe der Konkurrenz“ und die „Dialoge über Praxis“ Bezug, wobei sie deutlich macht, dass das Publikum ein Teil der Performanz und nicht nur passiver Rezipient gewesen sei. So habe auch es auch die Arena der Frauenpolitik notwendig gemacht, sich voneinander abzugrenzen und eigene Interpretationen von Fortschrittlichkeit zu inszenieren. Die Analyse besticht nicht nur durch die Argumentationslinie, die sich immer an den von der „Performanz“ abgeleiteten Begrifflichkeiten orientiert, sondern auch in der Form der Darstellung. Abgesehen von dem biografisch ausgerichteten Hauptkapitel verwebt H. in vorbildlicher Weise die Analyse der Werke und die Positionen der drei Frauen, die ihre Werke unabhängig voneinander entwickelten, sodass die jeweiligen Haltungen klar gegeneinander herausgestellt werden.

Somit gelingt es H. in ihrer kenntnisreichen Studie, am Beispiel dreier Protagonistinnen der Frauenbewegungen in Galizien nachzuvollziehen, wie politische Bewegungen Forderungen nach Partizipation und Anerkennung durch Publizistik formulierten, grundlegende Narrative über historische Erfahrungen, Engagement und Visionen konstruierten, um zu „Aufführungen“, zur Einübung einer besseren Gesellschaft, zu kommen. Sie schließt ihre Studie mit dem Fazit, dass auch die motivierende Rolle des Ehepartners von Bedeutung war, weil so die politisch aktive Ehe als Lebenspraxis und Utopie zugleich gestaltet werden konnte. Dennoch seien die Geschlechterbeziehungen auch Signale in den Modernitätsdebatten und damit Bestandteil der Narrative der politischen Bewegungen gewesen. Aus der Perspektive der politischen Bewegungen sei Galizien daher eher ein „europäischer Normalfall“ gewesen, weil sich innerhalb der Bewegungen verschiedene Richtungen mit unterschiedlichen Vorstellungen, wie ihre politischen Visionen zu realisieren seien, entwickelt hätten. Somit sei Politik in Galizien auch transnational gewesen, da die politischen Konzepte überall in Europa diffundiert seien und nationale Bewegungen insgesamt ähnliche Rituale, Praktiken und Deutungen genutzt hätten.

Damit zeigen die vorliegenden Bände wichtige Aspekte zur Geschichte der Frauenbewegungen auf und stellen sie in einen breiteren Kontext der politischen Mobilisierung, die mit Demokratisierungsbestrebungen einhergingen. Ihr Verdienst ist es, die multiethnischen Zusammenhänge und Vorprägungen herauszustellen, wobei aber zu hoffen bleibt, dass diese empfehlenswerten Studien Impulse zu weiteren, insbesondere vergleichenden Forschungen geben werden.

Marburg

Heidi Hein-Kircher

Dariusz Adamczyk: Silber und Macht. Fernhandel, Tribute und die piastische Herrschaftsbildung in nordosteuropäischer Perspektive (800-1100). (Quellen und Studien/ Deutsches Historisches Institut Warschau, Bd. 28.) Harrassowitz. Wiesbaden 2014. 385 S., graph. Darst. ISBN 978-3-447-10168-4. (€ 64,-.)

In Zeiten anhaltender Finanz- und Eurokrise sind Fragen um Leitwährungen, Kapitalfluss und um die Zugehörigkeit zu überregionalen Währungsräumen von bedrückender Aktualität. Von ähnlicher Bedeutung war der Zusammenhang von Geldströmen und Politik natürlich auch im Mittelalter; dennoch hat sich aber die Mediävistik nur sehr vereinzelt mit diesem Konnex beschäftigt, und so liegen für das Frühmittelalter hauptsächlich numismatische Untersuchungen zur regionalen Zusammensetzung von Münzfunden und eben historische zur Herrschaftsbildung in einzelnen Königreichen vor. Mit der hier anzuzeigenden Monografie legt nun Dariusz Adamczyk eine Studie vor, die genau diesen Zusammenhang von Silber und Macht für die piastische Herrschaftsbildung zwischen dem 9. und 11. Jh. untersucht.

Am DHI in Warschau entstanden und in dessen Reihe *Quellen und Studien* erschienen, behandelt der Vf. die Einbindung der einzelnen polnischen Regionen des frühen Mittelalters in überregionale Geldströme und Handelsrouten zwischen England und Sachsen, Skandinavien, Russland, dem Chasarenreich und den arabischen Herrschaftsgebieten. Diese ausgreifende Darstellung der weitreichenden politischen und wirtschaftlichen Beziehungen ist ein besonderes Verdienst dieser vortrefflichen Studie. In ausgewogener Weise zieht der Vf. dabei archäologische und numismatische Ergebnisse wie auch historiografische Quellen, etymologische Erwägungen und neuere Forschungen zu frühmittelalterlichen Herrschaftsbildungen heran.

In dieser Zusammenstellung unterscheidet er für seinen Untersuchungsraum vier Hauptphasen von Silberströmen: In den ersten beiden Phasen im 9. Jh. kamen hauptsächlich zentralasiatische, später nahöstliche Dirhems über das Chasarenreich in lokalen Umlauf und machen den Großteil der Hortfunde aus, zunächst mit deutlichen Schwerpunkten in der Rus' und an der südlichen Ostseeküste und später dann in Schweden und insbesondere in Gotland. Polen – zumindest Großpolen – war von diesen Silberströmen noch relativ unberührt. Hier waren zu dieser Zeit vor allem Münzen im Umlauf, die teilweise Jahrzehnte zuvor geprägt worden waren und die wohl häufig noch für ihren Edelmetallwert, d.h. als Schmuck oder Hacksilber, genutzt wurden. Wenngleich man, wie der Vf. aufzeigt, Polen in dieser Zeit bei Weitem nicht mehr als reines Transitland sehen kann, war die Region doch immer noch weit entfernt von bedeutenden Handelswegen und damit den direkten Silberströmen.

In der dritten Phase ab ca. 930 bildeten sich jedoch neue Netzwerke heraus, und mit ihnen entstand auch die politische Stellung der Piasten. Verkürzt kann man sagen, dass erst mit der Umleitung der Silberströme nach Großpolen auch der Aufstieg der Piasten möglich wurde. Als um die Jahrtausendwende der Münzzufluss aus dem Samanidenreich zusammenbrach, richtete sich Polen verstärkt nach Westen aus, und in der Folge lösten deutsche (und englische) Münzen die arabischen ab. Dass dies zeitlich mit der Herrschaftsentwicklung der Piasten zusammenfiel, ist sicher, wie der Vf. zu Recht hervorhebt, kein Zufall. Die politischen Strukturen solcher frühen Elitenbildung erforderten die Thesaurierung großer Mengen Edelmetalls, da diese Herrscher Gefolge um sich versammelten, deren Treue und Unterstützung mit eben diesen Metallen erworben wurde. Da aber die frühen Piasten kaum Zugang zu bedeutenden Handelswegen hatten, die sie, wie andere Herrscher ihrer Zeit, hätten kontrollieren können, stand ihnen der Handel als Einnahmequelle nur bedingt zur Verfügung. Stattdessen wurden aber Tribute aus umliegenden Regionen wie auch die Beute aus Raubzügen „versilbert“ und nicht in Handelsstädten, sondern in befestigten Zentralorten gehortet. Erst später verschoben sich die Silberströme, und mit der Christianisierung hatte sich solch eine „exogene Ressourcenabschöpfung“ (S. 288) dann bald ganz überlebt.

Zuletzt entwickelten die Piasten auch neue wirtschaftliche Modelle, die nicht zuletzt auch in der Prägung eigener Münzen resultierten. A. gleicht die archäologischen Befunde immer wieder gewinnbringend mit den historiografischen Quellen ab oder zumindest mit den darin überlieferten Denkmodi. Zuweilen werden die politischen Verhältnisse von den Tabellen über archäologische Funde etwas erdrückt, und dem Nicht-Numismatiker erschließt sich nicht immer gleich die Bedeutung der vielen Einzeldetails. Darüber hinaus hätte man zuweilen auch andere Fragen stellen können: Außenkontakte dienten sicherlich nicht nur der Silberzufuhr; und so war auch der Wandel der Silberströme sicherlich nicht der einzige Grund für die Konsolidierung der piastischen Herrschaft. Die Christianisierung gestand dem Herrscher auch einen ideologischen Vorrang zu, der im Laufe der Zeit sicher preiswerter war als das ständige Entlohnen einer Gefolgschaft. Weiterhin hätte man zu den umliegenden Regionen sicherlich noch andere Publikationen heranziehen können. Da auf diesen Regionen aber nicht das eigentliche Augenmerk der Studie liegt, wird die Gültigkeit der Diskussion damit auch nicht beeinträchtigt.

Insgesamt hat A. mit *Silber und Macht* eine wichtige, klar strukturierte und überzeugende Studie vorgelegt, die ihre Ergebnisse aus interdisziplinärer Kompetenz und aus einer überregionalen Perspektive erzielt, die weit über die Grenzen Polens hinausreicht und die Piasten in ausgedehnten europäischen Netzwerken verankert. So richtet sich die Monografie auch gegen die frühere polnische Forschung, welche die Genese des polnischen Staates gerne als endogenen Prozess gesehen hat, der durch eigene Überschüsse, Raubzüge und Teilnahme an europäischem Handel finanziert worden sei. Die Bedeutung von A.s Studie geht aber weit über ein Korrektiv solcher Vorstellungen hinaus. Die Untersuchung wendet sich auch gerade nicht explizit an Numismatiker, sondern an alle, die sich für frühmittelalterliche Herrschaftsbildung und die Ursprünge der europäischen Königreiche interessieren. Als wertvoller Beitrag zu dieser Diskussion hat sie das Potenzial, diese auch grundlegend zu befruchten, nicht nur für das frühmittelalterliche Polen oder Ostmitteleuropa, sondern auch für andere Regionen, wie etwa Skandinavien. So wünscht man ihr in diesen Kreisen weite Verbreitung und breite Rezeption. An einem Beispiel zeigt sie auf, wie sehr einzelne Veränderungen in einem Wirtschaftsraum durch den sogenannten „Schmetterlingseffekt“ dazu führen können, dass ganze Großregionen sich von diesem Raum ab- und anderen zuwenden können. Vor diesem Hintergrund wünscht man sich beinahe auch, dass sie vielleicht von dem einen oder anderen Verantwortungsträger in heutigen monetären Großregionen gelesen werden möge.

Roma

Thomas Foerster

Die hussitische Revolution. Religiöse, politische und regionale Aspekte. Hrsg. von Franz Machilek. (Forschungen und Quellen zur Kirchen- und Kulturgeschichte Ostdeutschlands, Bd. 44.) Böhlau. Köln u.a. 2012. VI, 292 S. ISBN 978-3-412-20891-2. (€ 39,90.)

Der vorliegende Sammelband ist aus einer Arbeitstagung des Instituts für Ostdeutsche Kirchen- und Kulturgeschichte hervorgegangen. Wenn einer Arbeitstagung schon von deren Benennung her wohl ein pragmatischer Zuschnitt zukommt, so gilt dies erst recht für die daraus entstandene Publikation. In diesem Sinne wird konsequenterweise auf eine Einleitung verzichtet. Dies mag vielleicht etwaigen Problemen bei der Entstehung des Bandes geschuldet sein, die im Geleitwort angedeutet werden. Abgesehen davon hätte es sich ohnehin als schwierig erweisen können, die tendenziell divergenten Beiträge analytisch unter einer kohärenten Perspektive zusammenzuführen. So kommt neben der berichtigten Arbeit des Buchbinders vor allem dem Titel der Veröffentlichung die Aufgabe zu, den einzelnen Texten eine gemeinsame Perspektive zu suggerieren.

Das Forschungskonzept der „Hussitischen Revolution“ hat auch ein breites internationales Echo jenseits der tschechoslowakischen bzw. tschechischen Historiografie gefunden. Dies ist in erster Linie den zahlreichen Publikationen František Šmahels, nicht zuletzt dessen Großwerk gleichen Namens, zu verdanken.¹ Unumstritten ist der Interpretationsansatz einer „Revolution“ allerdings nicht geblieben. In der deutschen Forschung hat sich aber insbesondere Alexander Patschovsky als vehementer Interpret für die Sichtweise auf die hussitische Reformation und die mit ihr verbundenen Bewegungen als „Revolution“ stark gemacht.² Der Begriff „Hussitische Revolution“ aus dem Titel wird angesichts einer fehlenden konzeptionellen Rahmung des Bandes als Forschungsansatz nicht problematisiert. Die „Hussitische Revolution“ wird in der Mehrheit der Beiträge vielmehr als gesetzt angesehen, wobei die Erwähnung dieser Forschungsperspektive sich durchaus nicht immer als analytisch notwendig für die einzelnen Studien erweist. Fragen nach der Radikalität eines etwaigen „revolutionären“ Bruchs, Kontinuitäten oder mittel- bis langfristigen Wandlungsprozessen tauchen dabei mehr oder weniger explizit in mehreren Beiträgen auf.

Die Beiträge sind drei Kapiteln zugeordnet. Im ersten Hauptabschnitt („Der Hussitismus – grundsätzliche Perspektiven“) liefert Georg Denzler zunächst einen Überblick über länger bekannte Forschungsergebnisse zur Kirchenreform um 1400, während Peter Hilsch einige Aspekte seiner 1999 erschienenen Hus-Biografie³ zusammenfasst. Winfried Eberhard resümiert seine bisherigen Forschungen zum Problem der Toleranz bis zum Kuttenberger Religionsfrieden. Einem weiteren klassischen Thema widmet sich Jaroslav Boubín in seinen Ausführungen zu Petr Chelčický, den er zu Recht als einen tendenziellen Außenseiter charakterisiert, dessen Radikalität durch einen konsequenten Bibliismus und eschatologisches Denken geprägt war. Inwieweit etwa der Angriff Chelčickýs auf den Adel argumentativ eine neue, auf religiösen Denkmustern gegründete Radikalität aufwies, ließe sich sicherlich diskutieren. Schließlich hantierte der kleinadlige Autodidakt nicht zuletzt mit recht konventionellen Versatzstücken von Adelskritik. Neben einer dichten quellenkritischen Lektüre der Überlieferungen von Jan Rokycanas Verteidigung des Laienkelchs auf dem Basler Konzil, mit der Dušan Coufal sich auseinandersetzt, bietet der erste Hauptteil des Sammelbandes vor allem einen instruktiven Beitrag von Blanka Zilynská. Anknüpfend an die traditionelle Forschungsdiskussion über die Kontinuität einer „ersten böhmischen Reformation“ und der lutherschen Reformation des beginnenden 16. Jh. beschäftigt Zilynská sich mit strukturellen Unterschieden und Parallelen hussitischer und lutherischer Synodalverfassungen. Sie kommt dabei zu einem differenzierten Ergebnis, das sowohl die strukturellen Voraussetzungen der institutionellen Traditionen der böhmischen Kirche vor Hus als auch die Unterschiede wie einige Parallelen zwischen der hussitischen Reformation und der Reformation des 16. Jh. berücksichtigt.

Der zweite Hauptabschnitt („Regionale Aspekte des Hussitismus“) vereint Beispiele zwischen Schlesien (Franz Machilek), Eger (Heike Faltenbacher), der Oberpfalz (Machilek, Franz Fuchs), Franken (Miloslav Polívka), Niederbayern (Michaela Bleicher) und Preußen (Gisela Vollmann-Profe). Die Konzentration auf Süddeutschland – mit einem preußischen Ausreißer – ließe sich natürlich mit Hinsicht etwa auf Sachsen und Brandenburg, die nicht zuletzt mit hussitischen Feldzügen konfrontiert waren, hinterfragen. Andererseits scheint es dem Rezensenten müßig, inhaltliche Linien in einem Sammelband zu konstruieren, der anscheinend nicht allzu viele Ambitionen hat, diese selbst zu ziehen. Dabei sind einige Einzelerkenntnisse wie die Verwobenheit von Adels-

¹ FRANTIŠEK ŠMAHEL: *Husitská revoluce*, Bde. 1-4, Praha 1993; deutsche Fassung: *Die hussitische Revolution*, Bde. 1-3, Hannover 2002.

² ALEXANDER PATSCHOVSKY: *Das Revolutionäre an der hussitischen Revolution*, in: JÜRGEN PETERSOHN (Hrsg.): *Mediaevalia Augiensia*, Stuttgart 2001, S. 407-428.

³ PETER HILSCH: *Jan Hus. Prediger Gottes und Ketzer*, Regensburg 1999.

fehde und Religionskrieg (Bleicher) durchaus instruktiv. Dies aber wieder an die Frage nach dem Revolutionären der „Hussitischen Revolution“ zurückzubinden, wird durchweg dem geneigten Leser überlassen.

Der abschließende, allein von Thomas Wunsch bestrittene Abschnitt zu den „Sichtweisen des 19./20. Jahrhunderts“ zeigt dabei, dass eine genauere Auseinandersetzung mit der Forschungsgeschichte auch sehr wohl zur konzeptionellen Reflexion über die Geschichte des Hussitismus hätte beitragen können. Wunsch muss sich exemplarisch auf die emblematischen Positionen von František Palacký, Josef Pekař oder auch Tomáš G. Masaryk beschränken. Damit fehlt wiederum die doch so nötige reflektierende Verbindung über das 19. Jh. und die Zwischenkriegszeit hinaus in die Geschichtswissenschaft und die geschichtspolitischen Deutungsversuche der zweiten Hälfte des 20. Jh. – ohne die wiederum Šmahels *Hussitische Revolution* in der Luft hängt. Die deutschsprachige Geschichtswissenschaft der letzten Jahre kann sich nicht allzu vieler systematischerer Publikationen zum Problem des Hussitismus rühmen. Schon deshalb muss an dieser Stelle der vorliegende Band als eine verpasste Chance bedauert werden.

Gießen

Kolja Lichy

Between Lipany and White Mountain. Essays in Late Medieval and Early Modern Bohemian History in Modern Czech Scholarship. Edited by James R. Palmittessa. (Studies in Central European History, Bd. 58.) Brill. Leiden u.a. 2014. XIX, 365 S. ISBN 978-90-04-27757-1. (€ 139,-)

This volume of essays by Czech historians, translated into English, serves a double purpose. On the one hand, it simply aims at introducing the work of these scholars to readers who do not speak Czech, and on the other hand it aspires to make certain important aspects of Bohemian late medieval and early modern history better known for what they are: an integral part of European history. The volume's title, referring to two battles, the Battle of Lipany (1434) ending the Hussite Wars and the Battle of the White Mountain ending the Bohemian Revolt (1620), could give the impression that this work is mainly concerned with political and military history. Nothing is further from the truth: the essays cover quite a variety of themes, more or less in chronological order. They are preceded by an editor's introduction, offering a careful presentation of modern Czech historiography within the framework of the history of the Czech Lands in the chosen period. As far as their age is concerned, the authors range from members of the generation born well before the Second World War to our young contemporaries who started to publish their main works after the Velvet Revolution of 1989.

The volume opens with two essays on Hussitism looking askance at each other. Robert Kalivoda's aim was to present Hussitism as a permanent national ideology shaping Bohemian political and social life until the Battle of the White Mountain and influencing Czech history thereafter. As the volume's editor rightly notices, Kalivoda's view is no longer *en vogue*. As far as Hussite studies are concerned, precedence is nowadays given to the lifework of František Šmahel, and an extract of a book chapter by him is published here. Šmahel did not want to limit the Hussite movement to Czechs only, calling for more detailed research on national, social and political developments viewed in their European context. National disputes and linguistically fuelled misunderstandings are at the centre of Petr Hlavaček's thoughtful contribution about the Bohemian (mainly Czech and German speaking) Observant Franciscans and their administration from the second half of the 15th century till the 1620s.

Czech history of the 16th and 17th centuries is served by no less than six essays. Václav Bůžek is known for his ground-breaking publications on the Bohemian nobility and his role in establishing a lively centre for early modern studies at the University of Southern Bohemia. His contribution is on the court of Archduke Ferdinand II of Tyrol, Governor of Bohemia (1547-1567), and his relation to the Bohemian nobility. An influential essay by

František Kavka and Anna Skýbová on the appointment of a new Archbishop of Prague (1561) stresses the importance of Habsburg centralizing policy and the influence of the Council of Trent in Bohemia. Roman Catholic religious renewal and Bohemian politics also play a role in Josef Janaček's portrait of Polyxena of Pernštejn (1566-1642), widow of the South Bohemian magnate William of Rožmberk. The multi-religious society in the Czech Lands before the Battle of the White Mountain is the subject of an important article by Josef Válka, the doyen of Moravian historians. He deals with the question whether a form of tolerance was the rule as far as a society split by religious differences were concerned, or whether the various religious groups were just co-existing without much mutual contact and without giving the subject of tolerance a great deal of thought. The Moravian noble Charles of Žerotín (1564-1636), who certainly, within certain limits, championed religious tolerance, is the subject of Tomáš Knöz's contribution (taken from his biography of Žerotín) about his intellectual background and his role in Moravian political and legal developments. The intricacies of social and legal history form the background to Petr Kreuz's contribution about a case of sexual child abuse (1541) in Prague.

The three remaining essays deal with developments both before and after the Battle of the White Mountain. Jiří Mikulec writes about a formerly much neglected subject: religious brotherhoods in Bohemia from the sixteenth century onwards until their abolition by Emperor Joseph II in 1783. One of the consequences of the re-establishment of Habsburg rule after 1620 has been emigration, forced or not, from the Czech Lands. Josef Grulich and Hermann Zeitlhofer draw a carefully presented and well-researched comparison between migration before and after the Thirty Years War, making a welcome contribution to the ongoing debate about migration patterns. The volume's last essay, 'The Exile', is written by the outstanding historian of exile after 1620, Lenka Bobková. She presents many new viewpoints on the backgrounds and routes of emigration and exile to various parts of Europe, making it clear for instance that in many cases ties with the fatherland were not broken completely.

Translation from the Czech is, on the whole, accurate, as is the edition itself. Nevertheless I have a few quibbles. On p. 305, it is not unimportant to learn that Joachim Andreas of Schlick, one of the leaders of the Bohemian Revolt, was an 'Ehrengefangener' in Saxony before his former pupil, the Elector of Saxony, surrendered him to the Habsburg victors, but the translator left this out. Indeed, the Czech words are more difficult to translate into English ('honorary prisoner'?) than into German. A few printing errors and bibliographical infelicities survived proof-reading, troubling me less than a certain inconsistency regarding terms for aspects of the body politic. 'Sněm' is sometimes translated as 'Land Assembly', sometimes as 'Provincial Assembly' (*zemský sněm* in Moravia), in reference to the deliberative body of the Estates. As there were, however, all kinds of *sněmy* in the Lands of the Bohemian Crown it is not always clear what exactly is meant when an 'assembly' is mentioned. 'Provincial Code' (p. 242) appears to mean 'constitution' or 'ordinance', but again this is not clear; elsewhere the term 'ordinance' is used. The translation 'imperial assembly' where 'Reichstag' is probably meant seems confusing, as the normal term in English would surely be 'imperial diet'.

Warmond

Nicolette Mout

Hans-Jürgen Bömelburg, Edmund Kizik: Altes Reich und alte Republik. Deutsch-polnische Beziehungen und Verflechtungen 1500-1806. (WBG Deutsch-Polnische Geschichte, Bd. 2.) WGB, Darmstadt 2014. 215 S., Ill. ISBN 978-3-534-24763-9. (€ 39,95.)

Eine im Auftrag des Deutschen Polen-Instituts herausgegebene fünfbandige Reihe zur deutsch-polnischen Beziehungs- und Verflechtungsgeschichte eröffnet das Buch von Hans-Jürgen Bömelburg und Edmund Kizik. Die beiden renommierten Frühneuzeit-historiker aus Gießen und Danzig laden ihre Leser zu einer Zeitreise ein, die um 1500, mit der Übertragung bedeutender Kompetenzen an die zentrale Ständeversammlung (Reichs-

tag, Sejm), anfängt und 1806, mit der Auflösung des Alten Reiches, endet. Mit ihrer Arbeit wollen die Autoren einen neuen Blick auf die mitteleuropäische Geschichte anbieten und zu intensiveren vergleichenden Forschungen anregen.

Der chronologisch-systematische erste Teil „Überblick“ beginnt mit einem Strukturvergleich zwischen der Adelsrepublik und dem Alten Reich und dem Abriss der nachbarschaftlichen Verhältnisse im 16. Jh., wobei der Schwerpunkt auf die Ständeversammlungen beider Staatsverbände gelegt wird. Darauf folgt eine Übersicht über die grundlegenden demografisch-statistischen Probleme. Die Vf. setzen sich auch mit den Dimensionen, dem Verlauf und der Bedeutung von Migrationen für die beiderseitigen Beziehungen auseinander (Kap. 2). Im dritten Kapitel werden Wirtschaftssysteme und Handelskontakte in den Blick genommen. Beschrieben wird die Relevanz der polnischen Agrarproduktion, Waldwirtschaft und Bergbauprodukte für die sozialen und politischen Entwicklungen. Die Vf. gehen auch auf die Lage des polnischen Bürger- und Bauerntums, den Topos einer bäuerlichen Unfreiheit in Polen und Karrierechancen polnischer Unternehmer im Alten Reich ein. Im nächsten Abschnitt werden Verflechtungen im kirchlichen Kontext thematisiert. Untersucht werden die Vorbilder und der Verlauf der Reformation in Polen, die Bedeutung der evangelischen Konfessionen bei der Ausbildung der modernen polnischen Sprache, die friedliche Koexistenz vieler Konfessionen und Religionen in der Adelsrepublik sowie die Beteiligung deutscher Geistlicher an der katholischen Reform (Kap. 4). Das 5. Kap. handelt von den Beziehungen der Jagiellonen und Wasa mit den deutschen Dynastien, vor allem den Habsburgern. Am Beispiel der schlesischen Piasten wird das Phänomen der gemischten deutsch-polnischen Hofkulturen berührt. Im folgenden Abschnitt schildern B. und K. höfische, intellektuelle, soziale und wirtschaftliche Verflechtungen aus der Zeit der sächsisch-polnischen Union. Diskutiert wird der Beitrag der sächsischen Kolonie in Warschau sowie der polnischen Kolonie an der Elbe zur Festigung der beiderseitigen Beziehungen (Kap. 6). Im letzten Kapitel wird das polnisch-preußische Verhältnis besprochen, wobei das Schwergewicht auf der preußischen Beteiligung an den Teilungen Polens liegt. Es ist lediglich zu bedauern, dass der Bündnisvertrag vom 29. März 1790, in dem die Hoffnung eines nicht geringen Teils der polnischen Elite auf preußische Hilfe zum Ausdruck kam, unerwähnt bleibt. Beschrieben wird dafür die von den deutschen Monarchen in den besetzten Gebieten betriebene In- und Exklusionspolitik sowie deren Rezeption durch ihre neuen Untertanen.

Der zweite, forschungsorientierte Teil „Fragen und Perspektive“ widmet sich den vernachlässigten Themen der Beziehungsgeschichte. Im ersten Abschnitt werden Probleme der Mobilität und des wechselseitigen Kulturaustauschs in der frühen Neuzeit beschrieben. Anschließend beschäftigen sich die Vf. mit den Verflechtungen im Bereich der Sprache, Literatur und Kultur (Kap. 2). Im 3. Kap. werden die in der polnisch-deutschen Kontaktzone gelegenen multikulturellen Austauschräume – die größten polnischen Städte, Preußenland, Schlesien und das polnische Livland – in den Blick genommen, wobei die regionalen Spezifika, „protonationale Entwicklungen“ (S. 139) sowie das Verhältnis zwischen Regionalbewusstsein und Zugehörigkeit zur jeweiligen Krone analysiert wird. Im darauf folgenden Abschnitt wird der jüdische Anteil an der deutsch-polnischen Verflechtungsgeschichte problematisiert, darunter u.a. die Teilnahme der jüdischen Gesellschaft an den Modernisierungsprozessen sowie die Entwicklung der rabbinischen Gelehrsamkeit und ihre Folgen für den Kulturtransfer (Kap. 4). Kap. 5 ist der polnischen frühneuzeitlichen Nation gewidmet. B. und K. stellen Fragen zu der Entwicklung des polnischen Nationsentwurfs und der Rolle, die das Konstrukt der deutschen Nation darin spielte. Erwogen wird auch die Entwicklung gegenseitiger Fremdbilder und Stereotypen. Schließlich werden in einer parallelen Darstellung der Untergang der Adelsrepublik und die Auflösung des Alten Reiches beschrieben.

Besonders beachtenswert sind die Überlegungen zu der von Wechselseitigkeit und Komplementarität geprägten deutsch-polnischen Migrations- und Kulturtransfergeschichte, die auf vielen Ebenen vorgestellt und in den gesamteuropäischen Kontext eingebettet

wird. Die Deutschen, die aufgrund von Überbevölkerung ihre Heimat verließen und ihr „Gelobtes Land“ suchten, wanderten in den Osten und brachten „in das Polnisch Canaan, wo man Honig gnug trifft an“ (S. 40), rechtliche und technische Neuerungen und Praktiken mit. Diese Migration erwies sich als außerordentlich folgenschwer und drückte den verschiedenen Lebensbereichen sowohl der Ankömmlinge und als auch der Ansässigen ihren Stempel auf. Die Vf. analysieren die Begegnungsorte und Austauschkanäle, verfolgen die Schicksale und Lebenswege der in das deutsch-polnische Verhältnis einbezogenen Gruppen, Familien und Individuen (u.a. Hieronymus Vietor, Martin Grunweg, Daniel Nikolaus Chodowiecki oder der aus Livland stammenden Familie von Dönhoff) und beantworten Fragen nach gemischten Identitäten sowie Assimilations- und Akkulturationsprozessen. Diese Betrachtungen sind für das Verständnis der deutsch-polnischen Beziehungen in der frühen Neuzeit von grundlegender Bedeutung.

Einige Äußerungen bedürfen einer Erklärung. Die These des friedlichen Charakters der deutsch-polnischen Grenze in der frühen Neuzeit ist unzutreffend. Es genügt, den preußischen Anschlag auf das Kloster in Paradies (1740), die räuberische Tätigkeit der friderizianischen Werber in Großpolen, die Abfuhr von Getreide oder die Entführung von Bauern in Erinnerung zu rufen (S. 24, 99). Die von den Vf. vertretene Einschätzung, der Orden des Weißen Adlers sei von August dem Starken mit dem Ziel der Integration der polnischen und sächsischen Eliten gestiftet worden, ist im Lichte der neuesten Untersuchungen nicht mehr haltbar. Die Auszeichnung sollte vielmehr die Verhältnisse zwischen August und Zar Peter dem Großen befestigen (S. 91).¹ Im Buch haben sich überdies einige wenige sachliche Fehler eingeschlichen. Z.B. entsandten einzelne Woiwodschaften eine ungleiche Zahl von Landboten zum Sejm, nicht jeweils zwei (S. 22); die territoriale Entwicklung der Adelsrepublik stabilisierte sich erst mit den polnisch-russischen Kriegen im ersten Drittel des 17. Jh. (die Verträge von 1619 und 1634) und nicht schon im frühen 16. Jh. (S. 33); das Herzogtum Teschen gehörte der böhmischen, nicht der polnischen Krone an (S. 148); der Tod Max III. Josephs von Bayern, der den Bayerischen Erbfolgekrieg auslöste, erfolgte am 30. Dezember 1777, nicht 1778 (S. 188).

Doch diese Bemerkungen können den positiven Gesamteindruck des Buches nicht trüben. Es stellt einen gut gelungenen Versuch dar, die deutsch-polnische Beziehungs- und Verflechtungsgeschichte in der frühen Neuzeit zu beschreiben und eine Grundlage für weitere Forschungen zu legen. Die dargestellte Mannigfaltigkeit der Perspektiven und die damit ans Tageslicht gebrachte Komplexität der beiderseitigen Beziehungen und Verflechtungen in der Epoche sind eine besondere Stärke der Abhandlung. Die Vf. verstehen es, differente Ebenen, verschiedene Räume und unterschiedliche Lebensbereiche in Betracht zu ziehen und sie im Kontext der wechselseitigen Verbindungen abzubilden. Neben den politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Eliten werden ebenso die Erfahrungen von Zünften, Gilden, Künstlern, Handwerkern und Kaufleuten berücksichtigt, neben den Metropolen werden auch die Peripherien in den Blick genommen. Es ist zu begrüßen, dass die Ausführungen am Beispiel von Individuen und Gruppen, die in den deutsch-polnischen Kontaktzonen agierten, illustriert und verdeutlicht werden. Eine Leistung der Vf. ist besonders hervorzuheben: Sie fassen den aktuellen Forschungsstand zusammen und benennen darüber hinaus wichtige, immer noch unbearbeitete oder seit vielen Jahren vernachlässigte Forschungsfelder. Sie weisen auf mögliche Ausgangspunkte für zukünftige Untersuchungen hin und regen dazu an, die historiografischen Lücken zu schließen.

Warszawa

Jacek Kordel

¹ JACEK BURDOWICZ-NOWICKI: Czy Order Orła Białego ustanowiono dla rosyjskich oficerów [Ist der der Weiße-Adler-Orden für die russischen Offiziere gestiftet worden?], in: *Kwartalnik Historyczny* 117 (2010), 2, S. 5-29.

Türkenkriege und Adelskultur in Ostmitteleuropa vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. Hrsg. von Robert Born und Sabine Jagodzinski. (Studia Jagellonica Lipsiensia, Bd. 14.) Thorbecke, Ostfildern 2014. 355 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-7995-8414-2. (€ 55,-)

Die Auseinandersetzung mit dem Osmanischen Reich als einem wichtigen Faktor frühneuzeitlicher Geschichte nimmt seit einigen Jahren spürbar zu. Hervorzuheben sind hier allen voran die zahlreichen deutschsprachigen interdisziplinären Studien, die die gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Interdependenzen zwischen dem christlichen Abendland und den Osmanen in den Vordergrund rücken.¹ In diese Reihe fällt auch der vorliegende Sammelband, der größtenteils aus der im Oktober 2008 vom Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas (GWZO) in Leipzig ausgetragenen internationalen Konferenz „Türkenkriege und Adelskultur in Ostmitteleuropa vom 16.-18. Jahrhundert“ sowie der an demselben Institut angesiedelten Projektgruppe „Osmanischer Orient und Ostmitteleuropa. Vergleichende Studien zu Perzeptionen und Interaktionen in den Grenzzonen (16.-18. Jahrhundert)“ resultiert.

Nach einem kurzen Vorwort der Hrsg. gibt Karl Vocelka einen einführenden Überblick zu der kulturhistorischen Bedeutung der Türkenzeit für das christliche Abendland und dem in Ostmitteleuropa komplexen und – aus soziokultureller Sicht – konstituierenden Beziehungsgeflecht zwischen Herrschern, Adel und Osmanischem Reich. Im ersten Themenblock stellen sodann fünf Beiträge die Integration und Instrumentalisierung der in den christlich-muslimischen Konfliktzonen beheimateten Adelseliten in den Mittelpunkt. Domagoj Madunić fragt nach der Einbindung der sogenannten „Maurowalachen“ (ital. Morlacchi) in das venezianische Verteidigungssystem in Dalmatien und der Bedeutung ihrer Aufnahme in Venedigs Kriegsapparat für die Ausformung einer maurowalachischen Elite in der zweiten Hälfte des 17. Jh. Im krassen Gegensatz hierzu standen die Verarmung und der allmähliche Bedeutungsverlust des ungarischen Adels in Baranya in der Zeit der osmanischen Fremdherrschaft. „Die unsichere Lage und die Abgeschnittenheit vom habsburgischen Herrschaftsgebiet in Kroatien, West- und Nordungarn“ hätten zur Folge gehabt, so Claus Heinrich Gattermann (S. 55), „dass der wichtige Prozess verschriftlichter Privilegiensicherung nicht oder nur sehr unzureichend nachvollzogen wurde“. Die vielfältigen Formen der Koexistenz in dem Grenzgebiet dreier Herrschaftsbereiche – nämlich des habsburgischen, osmanischen und venezianischen – stehen im Zentrum des Beitrags von Nataša Štefaneć, die am Beispiel des kroatischen und slawonischen Adels die Aushandlungs- und Kompromisspraktiken von einheimischen Eliten mit osmanischen Akteuren jenseits der Grenze nachzeichnet. Welchen Einfluss die Türkenkriege, aber auch die

¹ FLORIAN KÜHNEL: Westeuropa und das Osmanische Reich in der Frühen Neuzeit. Ansätze und Perspektiven aktueller Forschungen, in: Zeitschrift für historische Forschung 42 (2015), S. 251-285; ANDREAS HELMEDACH, MARKUS KOLLER u.a. (Hrsg.): Das osmanische Europa. Methoden und Perspektiven der Frühneuzeitforschung zu Südosteuropa, Leipzig 2014; MARIKA BACSOKA, ANNA-MARIA BLANK u.a. (Hrsg.): Europa, das Reich und die Osmanen. Die Türkenreichstage von 1454/55 nach dem Fall von Konstantinopel. Johannes Helmrath zum 60. Geburtstag, Frankfurt a.M. 2014; ARNO STROHMEYER, NORBERT SPANNENBERGER (Hrsg.): Frieden und Konfliktmanagement in interkulturellen Räumen. Das Osmanische Reich und die Habsburgermonarchie in der Frühen Neuzeit, Stuttgart 2013; ECKHARD LEUSCHNER, THOMAS WÜNSCH (Hrsg.): Das Bild des Feindes. Konstruktion von Antagonismen und Kulturtransfer im Zeitalter der Türkenkriege. Ostmitteleuropa, Italien und Osmanisches Reich, Berlin 2013; KÖSE YAVUZ (Hrsg.): Sehayin. Die Welt der Osmanen, die Osmanen in der Welt. Wahrnehmungen, Begegnungen und Abgrenzungen. Festschrift für Hans-Georg Majer, Wiesbaden 2012.

vielfältigen Handelskontakte in Friedenszeiten auf die polnische Armee und insbesondere ihre Modegewohnheiten hatten, weiß Klaus Schneiderheinze zu berichten.

Der zweite Themenkomplex umfasst fünf Aufsätze, die die Instrumentalisierung der Türkenkriege in ausgewählten Biografien der Frühen Neuzeit aufzeigen. Beleuchtet werden solch bekannte Akteure der Türkenkriegszeit wie etwa Graf Stefan Schlick (Beitrag von Uwe Tresp), János Szapolyai (Zeynep Yelçe) oder Philippe-Emmanuel de Lorraine (Marco Penzi). Hajnalka Tóth zeichnet die Beziehungen der Familie Batthyány zur osmanischen Elite im ungarisch-osmanischen Grenzgebiet im 16. und 17. Jh. nach. Die bildliche Repräsentation des besiegten Feindes anhand des Wiener Porträts des Großwesirs Kara Mustafa behandelt der Beitrag von Heinke Fabritius.

Hier anknüpfend widmen sich die zwei letzten Teile des Sammelbandes dem „Fremden im Vertrauten“, d.h. der Verarbeitung und Einbindung fremder (in diesem Falle: osmanischer) Elemente in die eigene Kultur, so etwa in die Literatur und Festkultur sowie in die Kommemorations- und Repräsentationskultur. Hervorzuheben sind hier vor allem die Beiträge von Borbála Gulyás, die die mit der Türkengefahr spielenden Alteritäts- und Alienitätsdiskurse am Hofe der Habsburger in der zweiten Hälfte des 16. Jh. thematisiert, sowie von Václav Bůžek, der die osmanischen Einflüsse auf die materielle Kultur des Adels in den frühneuzeitlichen böhmischen Ländern darstellt.

Die Beiträge bieten insgesamt ein gutes Bild von den weitreichenden politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Folgen, die die frühneuzeitlichen Türkenkriege für die ostmitteleuropäischen Adelskulturen mit sich brachten. Den Autoren gelingt es, die vielschichtigen Beziehungen zwischen den Herrschern, dem Adel und dem Osmanischen Reich aufzuzeigen – von den politischen und konfessionellen Machtkämpfen vor dem Hintergrund der Türkenkriege bis hin zur Aufnahme osmanisch-orientalischer Elemente in die heimische Kultur.

Stören mag hierbei nur die offensichtliche Fokussierung des Großteils der Aufsätze auf den ungarisch-kroatischen Raum. Zu den Auswirkungen der sogenannten „Türkenzeit“ auf Polen als dem neben Ungarn zweiten wichtigen ostmitteleuropäischen Akteur während der osmanischen Expansion finden sich lediglich zwei Abhandlungen, die zudem sehr spezifische Themen behandeln. Beiträge zum walachischen oder moldauischen Adel sucht der Leser vergeblich. Zudem fehlen Aufsätze zum von Ungarn bis Polen weit verbreiteten Phänomen des Kopierens osmanisch-orientalischer Kleidungsstile durch die polnische Szlachta und den ungarischen Nemesség (das sich nicht nur, wie von Schneiderheinze thematisiert, in militärischen Uniformen manifestierte) oder etwa dem Eingang der osmanischen Kulinarik in die ostmitteleuropäischen Gesellschaften. Interessant wäre auch eine osmanische Perspektive gewesen, lässt sich doch die kulturelle Einflussnahme während der Türkenkriege auch in umgekehrter Richtung belegen, also von Ostmitteleuropa auf das Osmanische Reich. So hätten mit Sicherheit einige vergleichende Beiträge von türkischen bzw. südosteuropäischen Historikern den Blick auf das Thema wesentlich erweitert und neue Erkenntnisse geliefert. Das Sammelwerk bietet somit kein einheitliches Gesamtbild der Auswirkungen der Türkenkriege auf die ostmitteleuropäischen Adelskulturen der Frühen Neuzeit, was angesichts der Thematik auch kaum in einem einzigen Band zu bewerkstelligen gewesen wäre. Es enthält dafür aber eine Reihe von gelungenen Einzelstudien, die unterm Strich einen wertvollen (wenn auch punktuellen) Beitrag zur Geschichte der Türkenkriege in Ostmitteleuropa bilden.

Gießen

Paul Srodecki

Osmanischer Orient und Ostmitteleuropa. Perzeptionen und Interaktionen in den Grenzzonen zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert. Hrsg. von Robert Born und Andreas Puth. (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa, Bd. 48.) Steiner. Stuttgart 2014. 336 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-515-10848-5. (€ 52,-.)

Orientalismen in Ostmitteleuropa. Diskurse, Akteure und Disziplinen vom 19. Jahrhundert bis zum Zweiten Weltkrieg. Hrsg. von Robert Born und Sarah Lemmen. (Post-colonial Studies, Bd. 19.) Transcript. Bielefeld 2014. 355 S., Ill. ISBN 978-3-8376-2697-1. (€ 36,99.)

Die zu besprechenden Bände haben u.a. gemeinsam, Ostmitteleuropa und das Osmanische Reich oder Orientvorstellungen in einen wechselseitigen Zusammenhang zu stellen. Tatsächlich werden mit den beiden Büchern jeweils ausgewählte Aspekte überregionaler Verzahnungen Ostmitteleuropas mit dem südöstlichen Europa bzw. dem Nahen Osten in Handlungs- und Diskursfeldern, Wahrnehmungen sowie Wissensgeschichte von 1500 bis 1945 nachgezeichnet.

Der erste Band vereint Ergebnisse einer von der Projektgruppe „Osmanischer Orient und Ostmitteleuropa“ am Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas (GWZO) Leipzig und Stephan Conermann in Bonn abgehaltenen Tagung. Seine ersten Beiträge untersuchen die Herstellung von Räumen zwischen dem Osmanischen Reich und insbesondere dem Habsburgerreich. So wird die osmanisch-habsburgische bzw. ungarische Doppelherrschaft über Orta Macar (Mittelungarn), ein erst durch die Osmanen konstituiertes Herrschaftsgebiet, grundsätzlich (János J. Varga) und mikrohistorisch (Éva Sz. Simons) konturiert. Anhand von Reiseberichten analysiert Detlef Haberland die narrative Konstruktion von Grenzräumen; Alicja Borys untersucht am Beispiel schlesischer Reiseberichte Darstellungen des Osmanischen Reiches insgesamt.

Vorstellungen des Fremden stehen im Zentrum der Aufmerksamkeit mehrerer Aufsätze: Radu G. Păun führt in heilsgeschichtliche Bilder des Sultans in der südslawischen Chronistik ein, die sich mit seiner Wahrnehmung als Kaiser überlagerten. Brigitta Pesti schildert nicht weniger beeindruckend Delegitimierungen osmanischer Herrschaft in lutherischen, reformierten und antitrinitarischen Texten. Nicht zufällig wurden allerdings das Osmanische Reich und die in seinem Rahmen erfolgte Duldung christlicher Konfessionen in einem Text aus dem Osmanischen Siebenbürgen deutlich positiver dargestellt. Alberto Saviello gibt sodann Einblicke in humanistische Ursprungsnarrative, die in Ragusa (Dubrovnik) mit Türken und Ungarn verbunden wurden, während Antje Kempe die Darstellung von „Türken“ in Grabmalen untersucht. Klaus Schneiderheinze führt in die orientalische Selbstbeschreibung des polnisch-litauischen Adels ein, die durchaus prägenden Einfluss auf die multikonfessionelle Adelsnation hatte. Mária Pakucs-Willcocks zeichnet auf der Grundlage von Zollregistern ökonomische Verflechtungen mit dem osmanischen Kerngebiet in Siebenbürgen nach, die gleichfalls von materieller und sozialgeschichtlicher Bedeutung für die Region waren.

Ein weiterer Block von Beiträgen behandelt diplomatische Kontakte sowie damit verbundene kulturelle Praktiken zwischen dem Osmanischen Reich und seinen Nachbarstaaten. Tetiana Grygoryeva etwa konzentriert sich sehr überzeugend auf die Friedensverhandlungen zwischen Polen-Litauen und dem Osmanischen Reich um 1620/21. Gábor Kármán analysiert die Vertreter Siebenbürgens in Istanbul und die von ihnen eingesetzten Kommunikationsverfahren.

Schließlich stehen Darstellungen des Glaubens als Kern von Differenzvorstellungen im Fokus des Interesses: Claire Norton kann im Vergleich zweier Dokumente und im Rahmen des dabei festgestellten dynamischen Wandels von ablehnender Fremdwahrnehmung vereinfachende Forschungsmeinungen über die unveränderliche Stabilität von Feindbildern in Frage stellen. Sándor Papp erläutert am Beispiel von Verträgen mit den Franziskanern in Bosnien korporative Rechte und damit den Begriff der Millet-Selbstverwaltung im Osmanischen Reich. Anstatt der ohne Zweifel wichtigen Debatte über die damit verbundenen Vorstellungen über das Millet-System in der Forschung wäre es für den vorlie-

genden Band vielleicht naheliegender gewesen, an demselben Beispiel die Verflechtung des Osmanischen Reiches mit der Katholischen Kirche zu interpretieren, wie dies – anhand eines ganz anders gelagerten Beispiels – dem letzte Beitrag des Sammelbandes hervorragend gelingt: Béla Vilmos Mihalik zeigt mit einer Fallstudie, wie im Bereich der habsburgisch-osmanischen Doppelherrschaft reformierte Prediger gegenüber osmanischen Herrschaftsträgern gegen die Einsetzung katholischer Geistlicher protestierten.

Der eindrückliche Band vermag es ausgezeichnet, mehrere wichtige Bereiche der Interaktion des Osmanischen Reiches mit dem Habsburgerreich – in wenigen Beiträgen aber auch mit Polen-Litauen – zu beleuchten und in einen neuen, übergreifenden Zusammenhang zu stellen. Deutlich untergewichtet bleiben jedoch die östliche Hälfte Ostmitteleuropas bzw. die Moldau, Walachei und Polen-Litauen. Den Rahmen des auf Ostmitteleuropa hin ausgerichteten GWZO gesprengt hätte eine gleichfalls vielversprechende Miteinbeziehung Moskaus in eine osteuropäisch-osmanische Verflechtungsgeschichte, deren Konzipierung noch ganz weitgehend aussteht.

Der zweite hier zu besprechende Band führt die Auseinandersetzung mit einem Teil des Themas ins 19. und 20. Jh. fort. Eine Miteinbeziehung Ostmitteleuropas in Forschungen über Orientalismusvorstellungen wird einerseits durch als kolonial bezeichnete Beziehungen diskutiert: Johannes Feichtinger erklärt Logiken des k.u.k.-Orientalismus im Rahmen hegemonialer oder kolonialer Praktiken Wiens in Südosteuropa. Kerstin Jobst kann für das Verhältnis des Russländischen Imperiums zur Krim noch deutlicher auf koloniale Konfigurationen sowie auf orientalistische Argumentationsmuster verweisen. Weitere, gegebenenfalls kolonialistisch zu interpretierende Bezüge russischer Politik gegenüber Ostmitteleuropa, namentlich den früher polnisch-litauischen Gebieten, wären allerdings zu nennen. Im Band vertreten sind sodann wichtige Debatten über die „Verortung zwischen Orient und Okzident“ (S. 25) in mehreren Wissenschaftsdisziplinen innerhalb Ostmitteleuropas. Ibolya Gereelyes kann am Beispiel der ungarischen Turkologie aufzeigen, wie die Verwissenschaftlichung der Auseinandersetzung mit ungarischen Ursprungsnarrativen zu mehreren Expeditionen nach Zentralasien führte und für die Konsolidierung einer modernen nationalen Identität wesentlich wurde. Maximilian Hartmuth bringt die Disziplin der Kunstgeschichte ins Spiel. Er erklärt ihren Zusammenhang mit orientalisierenden Diskursen bei der Analyse von Kunstdenkmälern in Dalmatien und der kurzfristig habsburgischen Walachei. Sarah Lemmen argumentiert überzeugend, dass Vertreter des Prager Orientalischen Instituts den konstruierten Orient als eine bewusst imaginäre Kolonie angesehen hätten.

In einem zweiten Kapitel sind Untersuchungen zu orientalistischen Diskursen in Reiseberichten versammelt. Lucie Storchová kann mit einem fiktionalen Bericht für den Anfang des 19. Jh. von der Aufklärung beeinflusste Wahrnehmungen des Alten Ägypten und Indiens nachzeichnen. Sabine Jagodzinski und Hana Navrátilová rücken bildliche Darstellungen des Orients in polnischen und tschechischen Reiseberichten ins Zentrum der Aufmerksamkeit und stellen Ähnlichkeiten zu entsprechenden britischen und französischen Reiseberichten fest.

Aufsätze zu Orientalismen in Literatur und Kunst runden den Band ab: Heinrich Kirschbaum stellt Selbstorientalisierungsstrategien bei Adam Mickiewicz in seinem Exil in Russland mit einer gleichzeitigen partiellen Verwestlichung in einen Zusammenhang, während Dirk Uffelmann in einem Abenteuerroman von Henryk Sienkiewicz eine Parallelisierung der Darstellung deutscher kolonialer Strategien in Afrika und Polen festhält. Mirt Komel argumentiert ähnlich mit einem slowenischen Beispiel der Selbstorientalisierung. Roland Prügel hingegen zeigt am Beispiel der Darstellung der Dobrudscha im rumänischen Kontext die Konstruktion eines „inneren Orients“ (Mary Neuburger).

Auch diesem Band gelingt es damit überzeugend, zentrale Aspekte der Wirkung von Orientdiskursen in Ostmitteleuropa herauszuarbeiten und zu zeigen, wie ostmitteleuropäische Definitionen des vermeintlich „Eigenen“ durch die Entfaltung und Veränderungen Vorstellungen vom „Anderen“ sich konkret entwickelten. Einerseits fanden diese Diskurse

im überregionalen Austausch mit dem Nahen Osten oder Afrika statt, andererseits aber auch nur in mitteleuropäischen Debatten über Vorstellungen der Differenz dieser und anderer Gegenden gegenüber Europa.

Gießen

Stefan Rohdewald

Krzysztof Zajac: *Absent Culture*. The Case of Polish Livonia. (Polish Studies – Transdisciplinary Perspectives, Bd. 4.) Lang, Frankfurt am Main 2013. 408 S. ISBN 978-3-631-63646-6. (€ 64,95.)

In der baltischen Geschichtsforschung – vor allem in jener deutschsprachiger Provenienz – hat Polnisch-Livland bestenfalls eine marginale Rolle gespielt. Von einer *terra incognita* zu sprechen wäre vermutlich übertrieben, aber ohne Zweifel besteht in diesem Teilbereich livländischer Geschichte ein nicht unerheblicher Nachholbedarf, zumal die ausgeprägte regionale Identität Lettgallens nur aus ihrer historischen Genese heraus verstanden werden kann.

Dementsprechend kann man nur begrüßen, dass der polnische Literaturwissenschaftler Krzysztof Zajac Polnisch-Livland in den Mittelpunkt der vorliegenden Untersuchung rückt. Vorausgeschickt sei aber, dass es sich bei *Absent Culture* nicht um eine klassische monografische Darstellung einer historischen Region handelt, sondern um eine vielschichtige und manchmal eher eklektisch anmutende Arbeit, die unterschiedliche Schlaglichter auf das Thema wirft. In den beiden einleitenden Kapiteln, die beinahe die Hälfte des Buches ausmachen, setzt sich Z. in kritischer Weise mit der deutschbaltischen und polnischen Historiografie auseinander. Hinzu kommen methodische und geschichtsphilosophische Reflexionen in den Kapiteln 3 und 5 sowie eine ausführliche Untersuchung literarischer Texte des 18., 19. und 20. Jh., die der Vf. als repräsentativ für die Literatur Polnisch-Livlands ansieht.

Der tatsächlichen Geschichte Lettgallens unter polnischer Herrschaft kommt lediglich eine untergeordnete Rolle zu, zumal der Verf. neben der eigentlichen Woiwodschaft Livland auch verwandte Themen – etwa den Status des Stiftes Pilten oder die Situation polnischer Studenten in Dorpat und Riga – in die Betrachtung miteinbezieht. Die sehr unterschiedlichen Zugangsweisen, die Z. zu seinem Thema findet, werden durch den Gedanken einer „formativen Historiografie“ miteinander verknüpft (S. 178, 249 ff.): Der Historiker bzw. die Historikerin müsse, so Z. in Anlehnung an die poststrukturalistische Methodik von Hayden White, Polnisch-Livland als Gegenstand seiner/ihrer Betrachtung zunächst erst erschaffen, denn es sei durch die Konventionen und Präferenzen der deutschbaltischen und polnischen Historiografie in den Zustand einer Nicht-Existenz gedrängt worden. Als Schlüsselfigur in diesem Prozess, der Erschaffung von Polnisch-Livland als historischer Entität, sieht Z. den Geschichtsschreiber, Heimatforscher und Ethnografen Gustaw Mantuffel (1832-1916), mit dessen Wirken er sich ausführlich auseinandersetzt und dessen kritische Bemerkung, Livland sei den Polen weniger bekannt als Sumatra oder Borneo (S. 11), programmatisch für die Anliegen des Buches stehen könnte.

Z. ist sich der Tatsache bewusst, dass seine Monografie lediglich erste Denkanstöße bietet, um Polnisch-Livland als Gegenstand historischer Betrachtung zu etablieren. Er charakterisiert seine Untersuchung als „cursory overview“ (S. 175), der auf verschiedene Teilaspekte der Thematik hinweise, ohne sie ausführlich abzuhandeln. „Books with titles like ‚History of Polish Livonia‘ and ‚Culture and Literature of Polish Livonia‘ are yet to be written“ (S. 371). Zweifellos ist Z.s Intention, die Aufmerksamkeit der Geschichts- und Literaturwissenschaften auf ein marginalisiertes Thema zu lenken und Anregungen zu weiteren Forschungen zu bieten, verdientvoll und wichtig. Nach Ansicht des Rezensenten ist das Buch allerdings zu assoziativ und zu wenig systematisch ausgefallen, um zukünftigen Arbeiten als Grundlage zu dienen. Hinzu kommen zahlreiche Detailfehler, die sich vermutlich bei der Übersetzung vom Polnischen ins Englische in den Text eingeschlichen haben: So ist von einer niederländischen (statt einer dänischen) Herrschaft im mittelalter-

lichen Estland die Rede (S. 39); die Schwarzhäupter in Riga werden fälschlich als Familie bezeichnet (S. 58). Vor der Wiedereröffnung der Universität Dorpat im Jahr 1802 sollen livländische Theologen an der Universität in Helsinki studiert haben (S. 69) – allerdings besteht Letztere erst seit 1828.

Derartige Fehler, die eher dem ungenügenden Lektorat als dem Vf. anzulasten sind, sollen die Impulse, die der vorliegende Band setzt, keineswegs entwerten. Z.s Monografie ist zweifellos dazu geeignet, Forscherinnen und Forscher zu einer weiteren Beschäftigung mit der Geschichte Polnisch-Livlands anzuregen. Leserinnen und Leser, die sich eine übersichtliche Einführung in die Thematik erhoffen, werden aber vermutlich eher enttäuscht sein.

Wien

Stefan Donecker

Quellen zu den Lebenswelten deutscher Migranten im Königreich Ungarn im 18. und frühen 19. Jahrhundert. Hrsg. von Karl Peter Krauss. (Schriftenreihe des Instituts für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde, Bd. 20.) Steiner. Stuttgart 2015. 707 S., Ill. ISBN 978-3-515-10971-0. (€ 86,-)

Die mehreren zehntausend Menschen, die im 18. und frühen 19. Jh. vor allem aus dem Südwesten des alten Reiches nach Ungarn ausgewandert sind, blieben in der Mehrzahl aus der Retrospektive als Personen „blass und konturenlos“. Die „mikrogeschichtliche, historisch-anthropologische Annäherung“ falle schwer, wenn sie überhaupt möglich sei (S. 17). Hier setzt Karl Peter Krauss mit seiner Quellenedition an. Sie enthält fast 700 Einzelquellen aus 138 Quellenkonvoluten aus mehr als 50 Archiven in den Herkunfts- und den Ansiedlungsgebieten, darunter rund 130 Briefe von Auswanderern, überwiegend von der Mitte des 18. Jh. bis 1827, sowie eine bislang unter dem Aspekt der Lebenswelten der Migranten noch nicht systematisch ausgewertete Massenquelle, die Erbschaftsakten.

Nach der Einführung zu „Forschungsstand und Fragestellungen“, in der er die Perspektive weit über das engere Thema erweitert, beschreibt K. seine Vorgehensweise bei der schwierigen Recherche, Quellenauswahl und Gliederung der Edition. Der erste Abschnitt, „Verordnungen, Geldtransfer und Aushandlungsprozesse“, behandelt „Vermögensexport und Abzugsgeld“, die Wahrung territorialherrschaftlicher Interessen u.a. durch diplomatische Interventionen, Emigrationsbeschränkungen sowie die Sonderrolle der habsburgischen Besitzungen Vorderösterreich und Grafschaft Falkenstein beim Vermögenstransfer. Der zweite Abschnitt behandelt in 45 Quellenkomplexen „Formen und Folgen der Transaktionen“: Administrative Transaktionen und Fürsorge als grundherrliche Protektion, bevollmächtigte Abholung im Spannungsfeld privater und staatlicher Interessen, illegaler Vermögenstransfer (auch zur Vermeidung der Nachsteuer) sowie Investitionen durch Erbschaften. Als Sonderfall erscheint eher der Erbfall eines Preßburger Bürgers an süddeutsche Verwandte aus dem Jahre 1706 (Nr. 81), der kaum in den Kreis der sonst im Mittelpunkt stehenden „schwäbischen“ Auswanderer in das ehemals osmanisch besetzte Ungarn gerechnet werden kann.

Dass die Verbindungen „Zwischen Herkunftsraum und Zielgebiet“ enger waren, als zu meist gedacht wird, zeigen die hier edierten – teilweise aus Beschlagnahmungen wegen illegaler Auswanderung stammenden – 14 Einzelbriefe überwiegend mit Bitte um Auszahlung des Erbes, wobei das älteste Dokument, eine Bitte aus dem siebenbürgischen Kronstadt nach Osnabrück um den Erbanteil aus dem Jahr 1694, zeitlich weit vor den übrigen Briefen in Erbschaftangelegenheiten (1747-1804) liegt. Mitteilungen über Erbfälle nach Ungarn bezeugen dagegen verwandtschaftliche Solidarität. Die in den Korrespondenzen um Erbangelegenheiten mitgeteilten „Lebenswelten“ sind gekennzeichnet durch Notsituationen wie Verarmung oder Verwaisung sowie Krankheit und Tod (vor allem in der ersten Kolonistengeneration). Gerichts- und polizeinotorische „Kriminelle Handlungen, Fehlzustellungen und Erbstreitigkeiten“ bilden die letzte thematische Gruppe, bei denen Quellen

über gerichtliche Auseinandersetzungen in den Familien um das zustehende Erbe im Herkunftsgebiet den Schwerpunkt bilden.

Trotz der, wie er sie nennt „asymmetrischen“, d.h. nach den Auswanderungsterritorien stark differenzierten Quellenüberlieferung (S. 42-51) ist K. eine sehr reflektierte, instruktive und repräsentative Auswahl gelungen, die wesentliche neue Einsichten in die Lebenswelten der deutschen Migranten im Königreich Ungarn eröffnet. Die Quellen zeigen, wie wichtig ein ausreichendes Vermögen für die Behauptung im Ansiedlungsgebiet war, wie das mitgebrachte oder aus Erbfällen erlangte Vermögen angelegt wurde, verdeutlichen aber auch die demografische Krise der ersten Ansiedlergeneration und weisen auf Akkulturations-, Konsolidierungs- und Binnenkolonisationsprozesse der Ansiedler, zugleich auch auf ihre Beziehungen zum Herkunftsgebiet.

Die Quellentexte hat K. vorbildlich annotiert, in jedes Quellenkonvolut führt er ausführlich ein, den Inhalt jeder Einzelquelle fasst er in einem Regest zusammen. Im Anhang findet man vier „Karten zur Lokalisierung der Orte mit Erbschaftsakten in der Edition im Königreich Ungarn“. Das detaillierte „Verzeichnis der archivalischen Quellen“ (S. 634-647) zeigt den Umfang der Recherchen. Das klein gedruckte Quellen- und Literaturverzeichnis (S. 648-673) verzeichnet von Heimatbüchern bis zur Wissenschaft die relevante Literatur. Ein Personen- und ein mit Ortsnamenverweisungen vorbildliches Ortsregister erschließen den hervorragend konzipierten und redigierten Band.

Diese Edition erschließt einen bislang wenig beachteten Quellenbestand zur Geschichte der Migration aus dem alten Reich in das damalige Königreich Ungarn, eröffnet aus Erbschaftsakten neue Einsichten und Einblicke in die Lebenswelten der Migranten und ihr Verhältnis zur Familie sowie zur Herrschaft in den Herkunftsgebieten und zeigt das Leistungspotenzial personenbezogener Forschung in der Migrationsgeschichte.

Viersen

Wolfgang Kessler

Márta Fata: Migration im kaiserlichen Staat Josephs II. Theorie und Praxis der Ansiedlungspolitik in Ungarn, Siebenbürgen, Galizien und der Bukowina von 1768 bis 1790. Aschendorff. Münster 2014. XI, 451 S., Ill., graph. Darst. ISBN 978-3-402-13062-9. (€ 60,-)

Für die Untersuchung der Siedlungsmigration in Theorie und Praxis des kaiserlichen Staats unter Joseph II. kann man Márta Fata nur danken, hat sie sich doch in ihrer Tübinger Habilitationsschrift auf eine „mit Ideologien geradezu verminten Forschungslandschaft“ (S. 10) eingelassen. Die Einleitung beginnt sie mit einem Bericht über „Historische Debatten über die Ansiedlung der Deutschen in Ungarn“, in dem wir eine Kritik des Forschungsansatzes von Walter Kuhn (1903-1981) vermissen, auch wenn er nur für Galizien auf eigener Forschung beruht.¹ F. stellt die ungarische agrarhistorische Forschung zur Siedlungsmigration vor und umreißt deren Bedeutung für die Absolutismusforschung. Galizien und die Bukowina fehlen im Forschungsbericht. Die grundlegende polnische Arbeit Henryk Lepuckis² zitiert F. mit dem Titel der Übersetzung der Publikationsstelle Berlin-Dahlem (1939).

Zunächst fasst die Vf. „Wiederbevölkerung und Landeserschließung in Ungarn von 1689 bis 1771“ überzeugend zusammen und zeigt die Erfolge der – von Maria Theresia konfessionspolitisch genutzten – Siedlung, aber auch das Scheitern der Reformziele. Sie

¹ WALTER KUHN: Das österreichische Siedlungswerk des 18. Jahrhunderts, in: Südost-deutsches Archiv 6 (1963), S. 1-26.

² HENRYK LEPUCKI: Działalność kolonizacyjna Marii Teresy i Józefa II w Galicji 1772-1790 [Die Kolonisationstätigkeit Maria Theresias und Josephs II. in Galizien in den Jahren 1772-1790], Lwów 1938.

beginnt ihre Untersuchung mit der „Haltung des Thronfolgers gegenüber Reformen und Migration“. Der von Naturrecht und Kameralismus geprägte Joseph II., seit 1764 Kaiser und Mitregent, stand vor der Aufgabe, die seit den Erbfolgekriegen desolaten Staatsfinanzen zu sanieren. Seine Reisen dienten der Inspektion, aber auch der Entwicklung von Reformen. Eine „Schlüsselerfahrung“ (S. 87) sollte 1768 die Reise in das Banat werden. Landesvermessung und Konskription waren die Voraussetzung für die Vergabe ärarischer Gründe im Wege der Erbpacht – und für ein effizienteres Steuersystem. Nicht zuletzt wegen Unterfinanzierung blieb das Siedlungswerk erfolglos, sodass das Banat privatisiert, d.h. die Güter meistbietend verkauft, 1778 dem Königreich Ungarn inkorporiert und die Agrarverfassung der ungarischen angeglichen, aber nicht vollständig angepasst wurde.

Josephs Reise nach Siebenbürgen (1773), unter Maria Theresia Ausweisungsziel für Protestanten, in der zeitgenössischen Terminologie „Akatholiken“, bestärkte ihn in seiner Ablehnung ständischer Sonderrechte. Bei der anschließenden „Hofreise“ nach Galizien sah er sich mit den Problemen des eroberten Landes konfrontiert. 1774 wurden protestantische „Handelsleute, Künstler, Fabrikanten, Professionisten und Handwerker“ zur Ansiedlung nach Galizien eingeladen (S. 157) – dies war ein erster Verzicht auf den Konfessionsvorbehalt. Als Alleinregent zielte Joseph II. weiter darauf, zum „allgemeinen Besten“ durch Beamtentum und Militär einen Gesamtstaat zu formen. Agrarreformen waren notwendig, damit die Bauern die Militärsteuer errichten konnten. Das Toleranzpatent (für das „tolerante“ Siebenbürgen ein Rückschritt, S. 171) und die Abschaffung der Leibeigenschaft nutzten der Siedlungspolitik. Auf Staatsbesitz förderte der Kaiser mit dem in Böhmen erprobten „Raabschen System“, einer Form von Erbpacht, die Umgestaltung der Agrarverhältnisse. Während in der übrigen Monarchie die Binnenkolonisation vorherrschte, wurden in Ungarn und Galizien Gemarkungen aus Staatsbesitz vornehmlich unter ausländischen Kolonisten aufgeteilt. Galizien war das Experimentierfeld, während ungarische Landesstellen die Reformen behinderten. Die zeitgenössische Erfahrung zeigte, dass „nicht die deutschen Kolonisten an sich die Garanten der von Joseph II. eingeleiteten Modernisierung im Agrarbereich“ waren, sondern die ihnen zugesicherten Rahmenbedingungen (S. 221). 1784 wurde die Einwanderung nach Galizien eingestellt und bis 1786 nach Ungarn, insbesondere in die Batschka, umgeleitet, als sie mangels freier Stellen schließlich ganz eingestellt wurde.

F. rekonstruiert die staatliche Einwanderung nach Galizien und Ungarn in der Regierungszeit Josephs II. quellennah vor allem aus Wiener und Budapester Akten, diskutiert Konzepte und Voten, aber auch die Reaktionen und Wirkungen bis zum Scheitern in den Landesteilen. Aus vielen Details entwirft sie ein Gesamtbild von der Planung bis zur Durchführung und den Ergebnissen und (an einem Beispiel aus der Zips) Ambivalenzen.

Abschließend diskutiert F. den „Wandel in der ländlichen Gesellschaft“ durch die Kolonisten an zwei Beispielen: Der „neue Untertan“ sah sich als „Vertragspartner des Kaisers“, integrierte sich durch ein „neues Heimatverständnis“ (falls „Heimat“ für das 18. Jh. taugt) und fühlte sich „keineswegs als Träger eines kulturellen Sendungsbewusstseins“ (S. 313). Die „konfessionelle Ausdifferenzierung und Homogenisierung“ der mehrheitlich katholischen Gebiete des Banats und der Batschka durch protestantische Kolonisten beschreibt F. als weitere Folge, bevor sie den Ertrag ihrer Forschungen zusammenfasst: Die Reformen zeigten die „Grenzen absolutistischen Regierens“, wobei Joseph II. am stärksten an der Agrarverfassung und der ständischen Verfassung gerüttelt habe, was sein Bild bis heute in den nationalen Geschichtsschreibungen verdunkelt (S. 352).

Ein Orts- und ein Personenregister erschließen den Band. Die Einträge enthalten die Ortsnamenvarianten, die aber nicht als Verweise eingearbeitet sind. Warum Osijek als Essegg angesetzt wird, Subotica als Szabadka (die Erwähnung auf S. 233 als Mariatheresiopelel fehlt), Győr aber als Raab, ist nicht einsichtig. Das mindert den Wert dieser grundlegenden Arbeit nicht, die die Erforschung der staatlich veranlassten Siedlung in der Habsburgermonarchie in der Regierungszeit Josephs II. auf neue Grundlagen stellt.

Viersen

Wolfgang Kessler

Burkhard Wöller: „Europa“ als historisches Argument. Nationsbildungsstrategien polnischer und ukrainischer Historiker im habsburgischen Galizien. (Herausforderungen, Bd. 22.) Winkler. Bochum 2014. 478 S. ISBN 978-3-89911-233-7. (€ 71,70.)

„Europa“ und die „Rückkehr nach Europa“ sind seit dem Zerfall der sowjetischen Einflussphäre wichtige Bezugspunkte in den politischen Diskursen im östlichen Europa geworden, so z.B. derzeit hinsichtlich der Ukraine, während die „Rückkehr nach Europa“ die polnische „Beschwörungsformel“ (S. 12) in der Transformationsphase war. Die Frage nach der Zugehörigkeit zu „Europa“ wird instrumentalisiert, weist aber auf ein Identitäts- und ein Problem der kulturellen Selbstverortung hin. Hierbei reiche „Europa“ auf eine lange Tradition in den politischen Diskursen in beiden Ländern zurück und habe, so die zentrale These des anzuzeigenden Bandes, eine nicht zu unterschätzende nationsbildende Funktion wahrgenommen (S. 14).

Liegt die Bedeutung des Referenzpunktes „Europa“ gerade auf Grund der aktuellen Diskurse auf der Hand, so verwundert es, dass dieser bislang noch nicht detailliert und in vergleichender Perspektive untersucht worden ist. Dieses Desiderat greift Burkhard Wöller auf und entwickelt eine höchst spannende Analyse, indem er inhaltliche Kontinuitäten, Brüche und Parallelen zwischen dem polnischen und ukrainischen Diskurs im 19. Jh. als Grundlage heutiger Diskurse offenzulegen versucht. Hierbei konzentriert er sich auf das habsburgische Kronland Galizien und Lodomerien, weil dieses gleichermaßen als „Piemont“ der polnischen und ruthenischen Nationalbewegung gedient habe und weil es selbst durch seine periphere Lage zum Objekt von Europa-Diskursen geworden sei. Um das Untersuchungsfeld sinnvollerweise weiter einzugrenzen, fokussiert sich W. auf die Historiografie: Historiker gehörten im 19. Jh. zu den intellektuellen Eliten und nahmen, insbesondere bei den staatenlosen Völkern, wichtige Funktionen in den Führungsebenen der Nationalbewegungen ein, aber die Historiografie leistete auch einen wesentlichen Beitrag zu den nationalen Bewusstseinsbildungsprozessen. Daher ist es dem Vf. daran gelegen herauszuarbeiten, wie „Europa“ von Historikern beider Nationen unter den galizischen Bedingungen konstruiert wurde.

Um die verschiedenen Ausprägungen, Schwerpunktsetzungen, aber auch Anwendungsmöglichkeiten „Europas“ zu untersuchen, untergliedert W. seine fundierte Studie im Anschluss an ein einleitendes und ein kontextualisierendes Kapitel, in dem er die Entwicklung der galizischen Geschichtswissenschaft beschreibt, in drei logisch aufeinander aufbauende Kapitel zu den zentralen Motiven der Diskurse. Diese Motive analysiert er exemplarisch und zugleich systematisierend an der Darstellung von Ereignissen oder Personen, die meist von Historikern beider Nationalitäten untersucht wurden: Zunächst geht es ihm um die Analyse von „Europa“ als Fortschrittsnarrativ, das die jeweilige „Nation im europäischen Zivilisationsprozess“ verortet. Hier wird deutlich, dass der damals in Galizien herrschende Fortschritts- bzw. Modernisierungsdiskurs sich in den Geschichtsdarstellungen rhetorisch widerspiegelt, indem über Vergleiche, Analogien und Einflussbeschreibungen die jeweilige Bedeutung von Personen, etwa Kazimierz Wielki, oder Ereignissen, wie dem 1000. Todestag von Kyrill und Method, genutzt wurden um ihren Beitrag für „Europa“ herauszustellen. Das folgende Kapitel befasst sich mit den Zivilisierungsmissionen, die die Historiker ihrer jeweiligen Nation zuschrieben, beispielsweise in der Kolonisierung Rotreußens durch Kazimierz Wielki oder die Unionen von Krewo, Lublin und Brest. W. erkennt hierin eine historiografische Legitimierungsstrategie, indem man die Vorstellung von einer kulturell-zivilisatorischen Mission in die Ereignisse der Vergangenheit hineininterpretierte und dabei ein West-Ost-Entwicklungsgefälle beschrieb. Das polnische Narrativ, das trotz Überschneidungen nicht mit dem Kresy-Mythos gleichzusetzen sei, sei genutzt worden, um das polnische Volk als ebenbürtig zu beschreiben und eindeutig im Westen Europas zu positionieren. Das ruthenische Gegenarrativ habe sich hingegen im Wesentlichen an dem polnischen Narrativ gerieben und nur selten Vorstellungen einer entsprechenden eigenen Mission entwickelt.

Die in diesen Diskursen anklingenden Bollwerk-Mythen, d.h. die Vorstellung einer Verteidigung „Europas“ gegen die „Barbaren“, thematisiert das folgende Kapitel, indem der Vf. die vielseitigen Interpretationen der Rus' und von Halič-Volyn' als Vorposten gegen die asiatischen Steppenvölker, den Mongolensturm, das „Martyrium“ König Władysławs bei Warna, aber auch die Rolle der Kosaken in den beiden Historiografien, die Schlacht am Kahlenberg im Rahmen der Sobieski-Feiern und nicht zuletzt den Grundwaldmythos als „umgekehrtes“ Bollwerk unter dieser Perspektive diskutiert. Deutlicher als bei den anderen Vorstellungsebenen von „Europa“ tritt bei der Analyse hervor, dass die Funktionalitäten dieses Narrativs und dessen Instrumentalisierbarkeit von zahlreichen Variablen abhängig waren. Es beinhaltet aber letztlich immer die Selbstdarstellung als Verteidiger und werte damit die eigene Nationalität auf. Schließlich aber habe gerade dieses Narrativ den historischen Beweis erbracht, so W., dass die eigene Nation schon immer einen festen Platz in Europa eingenommen habe, woraus moralische Ansprüche entwickelt worden seien.

In dem abschließenden analytischen, aber kürzeren Kapitel beschreibt der Vf. den zunehmenden Antagonismus zwischen beiden Nationen im Ersten Weltkrieg, der sich auch in den Geschichtswerken wiederfand und einen Höhepunkt in den Europa-Diskursen darstellte. Hierbei sei zwar auf die Motive aus der Vorkriegszeit rekurriert worden, sie seien aber angesichts des Krieges verschärft worden, weil nun populistisch-tendenziöse Schriften wissenschaftliche Schriften verdrängt hätten: In ihnen sei die westliche Orientierung der beiden Nationen, aber auch der „asiatische“ Charakter Russlands hervorgehoben worden, sodass die Bollwerk-Vorstellungen sich gegen die „Barbarei des Moskowitismus“ gerichtet hätten, um Russland endgültig von „Europa“ auszuschließen. Indem die Schriften auch außerhalb Galiziens – teilweise in Übersetzung – verlegt wurden, sei bewusst versucht worden, durch sie Einfluss auf die politische Meinung zu nehmen. Es ging dabei darum, einerseits die Zugehörigkeit beider Nationen zum Westen und die Abgrenzung gegen Russland herauszuarbeiten, andererseits aber Loyalität zu den Mittelmächten zu demonstrieren. In seinem Fazit kommt W. zu dem Schluss, dass die Europäizität ihrer Nation von Historikern beider Nationalitäten niemals in Zweifel gezogen worden sei, dass sich „Europa“ und (eigene) „Nation“ wechselseitig bedingt hätten. So sei „Nation“ immer das primäre Anliegen gewesen, „Europa“ sei als diskursive Nationsbildungsstrategie mit Außen- und Innenkommunikationsfunktionen (S. 374) verwendet worden.

Diese sehr lesenswerte Studie greift damit nicht nur ein aktuelles Thema in historischer Perspektive auf, sondern hinterfragt auch mit einem kritischen, aber sehr kenntnisreichen Außenblick wichtige Interpretationslinien der jeweiligen Historiografien, die bis heute auch in wissenschaftlichen Werken zu finden sind. Von besonderem Wert ist der vergleichende Ansatz, den es lohnen würde, auch auf weitere Nationen an der europäischen Peripherie auszudehnen.

Marburg

Heidi Hein-Kircher

Susanne Klingenstein: Mendele der Buchhändler. Leben und Werk des Sholem Yankev Abramovitsh. Eine Geschichte der jiddischen Literatur zwischen Berdichev und Odessa, 1835-1917. (Jüdische Kultur, Bd. 27.) Harrassowitz. Wiesbaden 2014. XIV, 494 S., Ill. ISBN 978-3-447-10145-5. (€ 29,80.)

Mendele Moikher Sforim, Mendele der Buchhändler, ist nicht nur eine Kunstfigur, sondern wurde auch zum Künstlernamen von Sholem Yankev Abramovitsh, dem „Großvater der jiddischen Literatur“. Allein diese Ehren-, aber auch Selbstbezeichnung deutet an, dass Abramovitsh, der heute weniger bekannt ist als sein fast gleich alter, eng mit ihm in Kontakt stehender „Enkel“ Sholem Aleikhem, einen zentralen Beitrag zur Entwicklung der jiddischsprachigen säkularen Literatur geleistet hat. Bereits sein Lebensweg deutet die transregionalen Vernetzungen jüdischer Kultur im östlichen Europa an: 1835 bei Minsk geboren, wurde er nach dem Tod des Vaters zunächst Gehilfe eines professionellen Bettlers und

strandete so in Kamieniec Podolski, wo er einen Mentor fand, der ihm säkulares Wissen und Russisch vermittelte. Sein weiterer Lebensweg führte ihn über Berdichev und Žitomir nach Odessa, von dort kurze Zeit zu seiner Tochter nach Litauen; 1917 verstarb er schließlich in Odessa. Nicht nur die Stationen, sondern auch die Umstände seines Lebens zeugen von der Vielschichtigkeit und Schwenkbreite jüdischen Lebens im östlichen Europa, das in seinen Lebensjahren nicht nur Akkulturation und Assimilation, sondern auch Säkularisation unterlag und zudem von Armut und Hoffnungslosigkeit sowie von Pogromen gekennzeichnet war. Diese Lebenswelt unterlag gerade durch die Modernisierung gesellschaftlichen Lebens, durch Industrialisierung und Stadtfucht gleichermaßen einem ungeheuren Wandel. Allein schon die Tatsache, dass sich Abramovitsh trotz Selbstzweifeln nach seinen hebräischen Erstlingswerken dazu entschloss, Jiddisch zu schreiben, zeigt, wie sehr sich Teile der Judenheiten im östlichen Europa trotz oder gerade wegen aller Widrigkeiten veränderten und nach einer modernen säkularen Kultur strebten. Diese Vielschichtigkeit und diesen Wandel lassen sich in der Biografie und dem Lebenswerk Abramovitsh' deutlich erkennen: Daher stellt das anzuzeigende Buch eben nicht nur eine literaturwissenschaftliche Analyse eines bislang wenig erforschten Schriftstellers dar, sondern schafft vor allem auch einen wunderbaren Einblick in die Kultur- und Geistesgeschichte jiddischsprachigen säkularen Lebens. Beispielsweise manifestiert sich an einem der Hauptwerke Abramovitsh', *Shloyme reb Khayims* (Shloyme, Reb Khayims Sohn) (1903), eines der „Kernprobleme“ (S. 455) jener Zeit, das Susanne Klingenstein in ihrer Analyse sehr verständlich nachvollzieht: die Modernisierung des Judentums, woraus sich als zentrales Spannungsfeld der Widerstreit zwischen Vergangenheit, Traditionsbezug und Moderne ergab.

Der Vf. gelingt es somit, einerseits Biografie und Interpretation seiner Werke, andererseits aber die kulturgeschichtliche Kontextualisierung zu einem sehr lesenswerten Werk in einer Sprache zusammenzufassen, die über das Interesse eines begrenzten Fachpublikums hinausgehend sich an einen breiteren, kulturhistorisch am Judentum im östlichen Europa interessierten Leserkreis wendet. Hierzu führt sie nach einigen einführenden allgemeineren Bemerkungen über das Jiddische und den „Mythos der Ostjuden“, die eben mit Blick auf einen breiteren Leserkreis verfasst worden sind, in die „Welt des Erzählers Sholem Yankev Abramovitsh“ ein, indem sie seine Lebens- und Schaffensabschnitte in Verbindung bringt und kapitelweise erläutert. Wenn auch Jiddisten an der einen oder anderen Stelle kleinere, der thesenhaften Zuspitzung geschuldete Ungenauigkeiten in der Darstellung der literaturwissenschaftlichen Zusammenhänge bemängeln könnten, so liegt gerade in der kontextualisierenden Darstellung das Verdienst des Buches begründet, denn über die Biografie und das Lebenswerk von Abramovitsh, das eben die Umstände jüdischen Lebens im östlichen Europa beleuchtet, wird dem am Judentum in dieser Region und historisch interessierten Leser eine wichtige, heute wenig beachtete Phase und Variation jüdischen Lebens auf sehr erhellende Weise näher gebracht. Wer sich ein Bild von den Problemen der Modernisierung jüdischen Lebens im östlichen Europa machen möchte, dem sei diese teilweise sehr eingängige, fast schon spannend geschriebene Studie empfohlen.

Marburg

Heidi Hein-Kircher

Josette Baer: Revolution, Modus Vivendi or Sovereignty? The Political Thought of the Slovak National Movement from 1861 to 1914. Ibidem-Verl. Stuttgart 2010. XVI, 252 S., Ill. ISBN 978-3-8382-0146-7. (€ 29,90.)

Josette Baer's history of the political thought of the Slovak national movement is a most welcome addition to the limited research on Slovak history. It fills an important gap, particularly in the field of political history. Moreover, B. usefully situates her study within

a larger European context. There is little written in the Slovak language because the Communist government did not consider political science worth studying, as Dušan Kováč points out in his foreword.¹

The author begins with a brief introduction that places Slovakia in the Hungarian context and hence in the history of the Habsburg Empire. She describes the nascent Slovak national movement and the pronounced differences between the Czech and Slovak historical experiences. The patterns of social, economic, cultural and political growth were different because the Czechs were governed by the Austrian Germans giving them more opportunities for development than the Slovaks, who were oppressed by Magyar rule. The Magyars recognised only a 'one nation state' and strove to assimilate ethnic minorities. As their nationalism became more strident, their illegal Magyarisation policies made life more difficult for those who were active in the movement for the recognition of Slovak national rights and aspirations.

B.'s title aptly describes the three choices facing the national movement in the nineteenth and early twentieth century: revolution, *modus vivendi* or sovereignty. The first of these was manifested in the Revolution of 1848; the second was illustrated by the implementation of the *Ausgleich* of 1867 when the Magyars acquired constitutional control over the Hungarian kingdom; and the third came about after 1900 when a younger generation, faced with an intolerable increase in assimilation policies, chose a new political orientation in which they increasingly looked to the Czechs for help. To examine this progression she focuses on six nationalists: Ján Francisci (1822-1905), Ján Palarik (1822-1870), Štefan Marko Daxner (1822-1892), František Vit'azoslav Sasinek (1830-1914), Svetozár Hurban Vajanský (1847-1916) and Vavro Šrobár (1867-1950). By beginning with the *Memorandum of the Slovak Nation* (1861) she is able to ignore three earlier prominent nationalists who were involved in the codification of the Slovak language—L'udevít Štúr, Michal Miloslav Hodža and Jozef Miloslav Hurban, all of whom have been thoroughly discussed in the literature in English.

B. describes how these six individuals had to adapt as the Habsburg regime evolved into a dual empire. Ján Francisci, a Lutheran, believed Slovak nationality was based on *okolie* (district) and helped write the Memorandum of 1861. Influenced by František Kollár and Štúr's ideas on nationalism, he was involved in the 1848 revolution, imprisoned, sentenced to death but eventually granted amnesty. He later founded the Slovak newspaper *Pešť'budínske vedomosti* and was involved in establishing *Matica slovenská* (Slovak Association) (1862). A pragmatist, he believed in increasing Slovak national consciousness, but only within the parameters of contemporary reality. Much like Francisci, Štefan M. Daxner, a Catholic, believed that the route to raising Slovak national consciousness lay through education, writing and publishing. He too was involved in the drafting of the *Memorandum* and the demands for *Okolie*. Both Francisci and Daxner remained active in the Slovak national movement until their deaths.

Palarik, a Catholic priest, was also involved in the movement for the recognition of Slovak national rights and aspirations. He was very critical of the Catholic clergy, a viewpoint he espoused in several publications. He was also a member of the committee that prepared the foundation for the establishment of *Matica Slovenská*. His faith in the Hungarian constitution led him to join the ranks of the short-lived *Nová škola slovenská* (Slovak New School) which supported co-operation with the ruling Magyars.

¹ Almost nothing is available in English, except PETER BROCK: *The Slovak National Awakening. An Essay in the Intellectual History of East Central Europe*, Toronto 1976, and more recently the introduction to ISMO NURMI: *Slovakia: A Playground for Nationalism, and National Identity. Manifestations of the National Identity of the Slovaks 1918-1920*, Helsinki 1999.

Sasinek, like Palarík a Catholic priest, wrote prolifically on Hungarian history and the origins of the Slavs. He published regularly on national culture and literature. A strong advocate of Slovak linguistic rights, he was the editorial manager of *Matica Slovenská*. Sasinek believed in trying to reach a *modus vivendi* with the Magyars but not at the expense of Slovak rights. B. notes that he believed in the 'legitimizing of the goals of equality of rights and joint rule' (p. 140) with the Magyars.

The prolific writer Vajanský was an extremely influential figure in Slovak history in the latter part of the nineteenth century. Above all else he emphasised literature and art as the road to salvation from Magyarisation. His belief that the Russians would save the Slovaks distanced him from the younger generation influenced by Tomáš G. Masaryk and the Czech Realists who felt that his passivity, Pan-Slavism and Slavophile messianism were detrimental to Slovak political progress. Vajanský had no political orientation but was a Romanticist who placed his hopes for Slovak salvation in the hands of the Russian tsar.

Šrobár was a realist, an ardent Slovak Czechophile and an apostle of sovereignty as a result of the First World War. He was educated at Charles University in Prague where he became intimately acquainted with Masaryk and the Realists. After completing his medical studies he returned to Slovakia where he preached Masaryk's philosophy of *drobná práca* [small works].² His life was dedicated to the belief that Slovaks could only realize their democratic and secular aspirations through co-operation with the Czechs; during the First World War his conviction that these goals would be achieved through a union with the Czechs grew. By including Šrobár B. takes the study beyond the parameters indicated in her title (1914), but this was a wise decision since Šrobár continued to have a major impact on Slovak political life until the Second World War.

B. has written a careful, well researched study of six important figures in the history of the Slovak national movement, analysing their beliefs and their impacts on Slovak nationalism. She is especially good at making the schism between the Lutherans and Catholics clear at the outset and then showing how each of the men she examines contributed to the emergence of Slovak nationalism. Baer is also good at describing the difficult position of the Jewish minority in the Habsburg Empire and explaining why they were fiercely loyal to the ruling elites. Perhaps the only subject which does not seem to fit the book's title is the inclusion of the Catholic priest Andrej Hlinka, who despite close family ties, came to reject Šrobár's commitment to Czechoslovakism and the atheism which he saw in Masaryk's teachings. Yet the author would have had to go beyond 1914 to explain Hlinka's beliefs and thus also include another nationalist figure from the same long period, Milan Hodža, which would have made the book far less manageable.

Notwithstanding these caveats, it is clear that B. has made a significant contribution to our understanding of the development of Slovak nationalism and the political ideas which various key figures espoused during the difficult years of Magyarisation and the Slovak struggle for national survival. Students of Slovak nationalism in the Austro-Hungarian Empire will benefit greatly from her work.

St. John's

Edita Bosak

² Masaryk was dissatisfied with the little social and political work actually being carried out in Slovakia. Thus he encouraged his young Slovak students, when home on holidays, to go among the people, teaching them to read and write. He believed that it was the common folk who needed to be stimulated for they would be the ones to save the nation from political stagnation and Magyarisation. There was no future in seeking assistance from abroad, i.e. Russia as the Slovak intelligentsia wished to do.

Malte Rolf: Imperiale Herrschaft im Weichselland. Das Königreich Polen im Russischen Imperium (1864-1915). (Ordnungssysteme, Bd. 43.) De Gruyter. München 2015. 530 S., Ill. ISBN 978-3-486-78142-7. (€ 54,95.)

Bureaucracy in Russia and the Soviet Union does not usually entertain readers, except perhaps as theatre of the absurd. This does not diminish the salience of studies of order-obsessed, officially minded men who were the architects of projects of Empire. Published in fifteen well-researched chapters, Malte Rolf has authored such a valuable study, an analysis of contextual practices in the formation and evolution of the Russian Empire's colonial spaces and provincial bureaucracy after the January Uprising of 1863/64. R. concentrates on the modernity of Russian Warsaw as a periphery, a borderland, a contact zone, and a 'foreign land'. He incorporates historiography in English, German, Polish, and Russian. He has devised an outstanding bibliography and a comprehensive directory (*Personenverzeichnis*) of those men who ruled provincial Warsaw. He adds to and revises the new imperial approach to Western borderlands, with a hybrid situational and geospatial approach that draws on postcolonial history, political sociology, economic geography, and intelligentsia studies. He looks at how governing elites, as servants and planners of regional development for the metropole, integrated colonial space, assembled their careers, ruled over distant lands, and applied those privileges which interfering tsars and their ministers had loosely bestowed upon them.

In his source criticism, the author treats the Russian-partitioned provinces of Poland from 1863 to 1915 principally by introducing state archival documents gathered from AGAD (Central Archive of Historical Records) in Warsaw, and GARF (State Archive of the Russian Federation) and RGIA (Russian State Historical Archive) in St. Petersburg, together with key literature including the *Varshavskii Dnevnik* (1863-1912). He demonstrates impressive multilingual knowledge of scholarship on questions related to imperial rule. R. focuses on gubernatorial structures in 'Russian Poland' (Weichselland, Privilinskii krai, Vistula Region). The colonial modernity of Warsaw, drawing from Sebastian Conrad's work, thereby comes alive in the planned *Raum* (space) of settled elites, in and through the eyes of those who ruled the city after the abolition of Polish government, in so-called Polish provinces.¹ Warsaw was an extension, if not an invention, of professional bureaucrats with a tenuous project of progress, guided by an ethos of tsarist service, development, society-building, and advancement. What R. provides is an encyclopedic analysis of this ethos and of who these provincial elites were, right down to the name of every general-governor, viceroy, and mayor (or president), and police chief. These men built Russian Poland as a peripheral outpost after 1863/64, in and beyond the tumultuous revolutionary crisis years of 1905/06. Corruption, censorship, and violence notwithstanding, they largely succeeded in securing power for St. Petersburg for at least half a century.

R.'s habilitation study of elites in the 'modern colonial' and 'new imperial' provincial, bureaucratic spaces of the Western borderlands of the Russian Empire is a generally safe topic, adding to the work of Theodore Weeks, Mikhail Dolbilov, Robert Blobaum, Stephen Corsin, Aleksei Miller, Katya Vladimirov, Darius Staliūnas, Robert Przygodzki, and others of the first decades of the *Kritika* and *Ab Imperio* generations. The author seems in general agreement with Weeks and Staliūnas that Russification was never a monolithic project. In addition, R. adds to the work of Łukasz Cimiak in Polish, with portraits of rulers in biographical and 'careerological' form. He shows us that the logic of Russian Poland, far from being static or consistent, was the sociospatial creation of governing office-holders in reaction to events. These included Fyodor Berg (*Statthalter*, 1863-1874), Pavel Kotzebue (*Generalgouverneur*, 1874-1880), Pyotr Al'bedinskii (1880-1883), Iosif Romej-

¹ SEBASTIAN CONRAD: *German Colonialism: A Short History*, Cambridge 2012; IDEM: *Globalisation and the Nation in Imperial Germany*, Cambridge 2010.

ko-Gurko (1883-1894), Pavel Shuvalov (1894-1896), Aleksandr Imeretinskii (1896-1900), Mikhail Chertkov (1900-1905), Konstantin Maksimovich (1905), Georgii Skalon (1905-1914), Yakov Zhilinskii (1914), and Pavel Engalychev (1914-1915). R. sees these overlooked servants as European 'civilizers', for they embodied a personal factor topographically and had subjective mental maps for the Empire's tsarist and patriotic values of continuity. The Polish population's 'national' loyalty in Warsaw became a perennial concern not least for their 'Russian' lives and security. Many were sensitive to nationality issues and demography, a fact which well could have been due to their fragile status and mixed origins in the Empire's structures. Fyodor Berg, for instance, who governed Warsaw from 1863 to 1874, was named Friedrich Wilhelm Remberg von Berg (1793-1874).

The author further shows that the tsar's officials, being concerned with résumés and networks, tried to prevent the erosion of the territorial authority of managers, in a pan-European sense. This raises questions: Was Russia's masculinist bureaucracy colonial, or merely imperial, in its Southwestern borderlands—not just Poland, but also including Ukraine? How was it different from Soviet bureaucracy? Could private lives of these 'civilizers' be compared elsewhere? One never quite gets an analysis of bureaucracy as a philosophical problem, or of gendered space as in the work of Ann Laura Stoler, for in R.'s view these men of Russia in Poland were mostly determined to normalize their lives and institutions at outposts. He might have made more use of the work of Susan Smith-Peter and Catherine Evtuhov on provincial Russia.² Or, outside of Warsaw, one might also consider the historiography of anti-imperial challenges, specifically in the Ukrainian case, beyond attempts to modernize a liberal Empire and frame positivist (and, starting in the mass politics of the 1890s, largely outmoded) St. Petersburg-Warsaw concerns with civil service. What made bureaucracy so 'modern' or 'colonial' in Poland is an easy matter with state documents, because Russia's 'Polish modernity' competed with other political projects. Administrative elites framed imperial dynamics and values, as R. shows in his excellent analysis of Georgii Skalon, the governor-general of Warsaw 1905-1914. Yet we do not get a clear answer as to whether Russia's 'statist' bureaucracy was necessary, or reactionary as a civilization, or how it compared to the erotics of violence and racial/ethnic prejudices of, say, the British, French, or German empires.

R.'s greatest strength is his comprehensive coverage and source analysis from 1863 to 1915 of the biographies and career trajectories of administrative elites. The men he profiles built the character of Empire on the spaces it governed. R. soberly narrates the Kingdom of Poland in the Russian partition, going back even as far as the partition of 1772 (in the first chapter). He does not neglect hidden moments of upheaval and ethnic violence. He adds to important work in historiography and imperiology by looking at governors who, after all, were individuals with anxieties, ambivalences, and contradictions about uncertain futures. He studies values and structures built by human beings in this situational manner, zeroing in on career-builders in their networks of development, trade, censorship, and corruption. This book is an informative history of the lives and careers of the late tsarist Empire's administrators in Russian Poland, and it should be recommended to all who are experts in Russian history, Russian-Polish relations, modern European colonial history, and the new imperial and spatial history.

Colorado

Steven Seegel

² CATHERINE EVTUHOV: *Portrait of a Russian Province: Economy, Society, and Civilization in Nineteenth-Century Nizhnii Novgorod*, Pittsburgh 2011; SUSAN SMITH-PETER: *How to Write a Region: Local and Regional Historiography*, in: *Kritika. Explorations in Russian and Eurasian History* 5 (2004), 3, S. 527-542.

Markian Prokopovych: In the Public Eye. The Budapest Opera House, the Audience and the Press, 1884-1918. (Musikkulturen europäischer Metropolen im 19. und 20. Jahrhundert, Bd. 12.) Böhlau, Wien u.a. 2014. 350 S., Ill. ISBN 978-3-205-77941-4 (€ 49,-.)

Markian Prokopovychs Studie stellt in der Reihe *Musikkulturen europäischer Metropolen im 19. und 20. Jahrhundert* eine wertvolle Ergänzung dar, da der Fall Budapests sich in mancher Hinsicht sowohl von westeuropäischen Metropolen mit der dort vollzogenen Verbürgerlichung des Publikums im Laufe des 19. Jh. als auch von den zentral- und osteuropäischen Kulturen, in denen die Oper oftmals eine wichtige Funktion in der fortschreitenden Nationalisierung des Kulturlebens innehatte, unterscheidet.

Im Mittelpunkt des Buches steht die Budapester Oper als Schauplatz ungarischer Nationsdiskurse und Budapester Modernisierungsdebatten sowie die Frage danach, inwiefern die Oper und ihr Publikum Teil der europäischen Kulturlandschaft und des europäischen Musikmarktes waren. Fragen nach der Aufgabe der Oper im nationalen Kontext spielen hierbei ebenso eine Rolle wie Fragen nach der Rezeption der Moderne sowie der „Urbanisierung“ des Budapester Opernpublikums und seines Verhaltens. Grundlage der Analyse bilden zeitgenössische Zeitungsartikel, die für die ungarische Musikgeschichtsschreibung bislang meist vernachlässigt wurden, jedoch gerade für den Fokus der Untersuchung wertvolles Material bieten, da sie oftmals genau auf das hier interessierende Zusammenspiel von Oper und größeren gesellschaftspolitischen Vorgängen abzielen. Aufgrund ihrer Gründungsgeschichte und institutionellen Verknüpfung mit der ungarischen Politik wurde die Budapester Oper vom Feuilleton immer wieder als Spiegel der politischen und sozialen Verhältnisse in Ungarn dargestellt. Gegründet von der liberalen aristokratischen Elite Ungarns, deren Ziel nach dem Ausgleich von 1867 die Aussöhnung mit dem Wiener Hof war, mit großzügiger finanzieller Unterstützung von Kaiser Franz Joseph erbaut und im laufenden Betriebe vom ungarischen Parlament in Budapest subventioniert, blieb die Budapester Oper trotz aller nationaler Beteuerungen lange Zeit ein elitärer Ort, an dessen Führungsstil und Repertoireauswahl sich polemische Pressedebatten entzündeten.

Die zehn ausgewählten Fallbeispiele konzentrieren sich daher auf Schlüsselereignisse mit großem Presseecho: oft Skandale hinter den Kulissen, aber auch stilistisch umstrittene Aufführungen oder Aufführungen von Werken zentraler ungarischer oder moderner Komponisten. Kontext und Vorgeschichte dieser Ereignisse werden jeweils soweit dargestellt, wie es für das Verständnis der Vorgänge notwendig ist, was die prinzipiell chronologische Ordnung der Kapitel ein wenig unterwandert, dem Lesefluss und Verständnis allerdings zugutekommt. Die Fallbeispiele selbst lassen sich als *close reading* der Quellentexte verstehen, das Zusammenspiel von verschiedenen Faktoren – Inhalt und musikalischer Gehalt einer bestimmten Oper, lokale und überregionale Bedeutung des Komponisten, Vorgänge in der Institution Oper und ihrer Leitung, lokalpolitische Ereignisse sowie ungarische Nationalitätsdiskurse – wird plastisch und gut nachvollziehbar geschildert. Während sich manche Kapitel auf die Budapester Rezeption moderner Komponisten konzentrieren (z.B. die Kapitel über Richard Wagner, Richard Strauss oder Béla Bartók), steht in anderen die Aufnahme neuer Genres und Kompositionsstile im Vordergrund (z.B. die Kapitel zum Ballett *Excelsior*, zu Gustav Mahlers Operetten-Inszenierungen oder zu Johann Strauß' *Zigeunerbaron*), wieder andere Kapitel konzentrieren sich auf die Rolle der Oper in den Budapester Identitätsdiskursen (z.B. die Kapitel über die Operneröffnung, über Giuseppe Verdi, über Ferenc Erkel oder Karl Goldmark). Es gelingt dem Autor hervorragend, in den einzelnen Fallbeispielen lokalhistorische Aspekte mit musikwissenschaftlichen Überlegungen zu verknüpfen, indem sowohl auf den internationalen Kontext der zentraleuropäischen Operngeschichte eingegangen wird als auch Verbindungen zu den anderen Budapester Theaterhäusern gezogen werden, die die Oper im kulturellen Gefüge der Stadt verorten.

In the Public Eye ist eine gut lesbare Studie, die nicht nur als spannende Einführung in das Kulturleben Budapests zu verwenden ist, sondern gerade aufgrund ihres kulturwissenschaftlichen Fokus auch für Expertinnen und Experten der ungarischen Musikgeschichte neue Einsichten bieten dürfte.

Wien

Katharina Wessely

Keya Thakur-Smolarek: Der Erste Weltkrieg und die polnische Frage. Die Interpretationen des Kriegsgeschehens durch die zeitgenössischen polnischen Wortführer. (Ost-europa. Geschichte, Wirtschaft, Politik, Bd. 48.) LIT. Berlin u.a. 2014. XVI, 638 S. ISBN 978-3-643-12777-8. (€ 69,90.)

Die „polnische Frage“ im Ersten Weltkrieg ist das Thema der Dissertation, die Keya Thakur-Smolarek 2010 an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg eingereicht hat und die nun erschienen ist. Darin untersucht die Vf. die Veröffentlichungen polnischer Meinungsführer in Kongresspolen, Galizien und Preußen während des Ersten Weltkriegs. In der Zeit von der Julikrise 1914 bis Ende 1917 – so die der Dissertation zugrundeliegende These – habe sich aus unterschiedlichen und teils widerstreitenden Loyalitäten und Zielen der Parteien und politischen Gruppen in den drei Teilungsgebieten ein partei- und grenzüberschreitender Konsens in Bezug auf die Forderung nach einem unabhängigen polnischen Nationalstaat entwickelt. Ausführlich analysiert die Vf. das Kriegsgeschehen und die wirtschaftlichen und sozialen Folgen, die den Wandel in der „veröffentlichen Meinung“ und die zunehmende Befürwortung der Unabhängigkeitsidee durch die polnische Bevölkerung weitaus stärker beeinflusst hätten als die Unterstützung bestimmter politischer Ideen.

Als Quellen der Arbeit dienen veröffentlichte, zumeist zensierte, teils auch illegale Texte, insbesondere Zeitungen und Zeitschriften, Flugblätter, öffentliche Ansprachen sowie Reden polnischer Abgeordneter in den Parlamenten der Teilungsmächte. Der Schwerpunkt liegt auf Kongresspolen, das 1915 von Deutschland und Österreich-Ungarn besetzt und bis Kriegsende verwaltet wurde. Für dieses Gebiet untersucht die Vf. das gesamte Parteienspektrum, ohne jedoch den Einfluss der katholischen Kirche auf die politische Willensbildung einzubeziehen, da dieser Themenkomplex zu umfangreich sei und daher in einer eigenständigen Forschungsarbeit behandelt werden sollte. Galizien und das preußische Teilungsgebiet werden hingegen weniger ausführlich behandelt, für Preußen beschränkt sich die Quellenauswahl auf lediglich drei Zeitungen. Erzählende Quellen, Erinnerungen und zeitgenössische Aufzeichnungen werden nur punktuell, Leserbriefe überhaupt nicht in die Untersuchung einbezogen.

Die Vf. wertet die Quellen mittels einer systematischen, qualitativen Inhaltsanalyse aus. Sorgfältig legt sie in der Einleitung ihre Untersuchungsmethode und die Kriterien für die Auswahl der untersuchten Texte dar, womit sie die Forderung nach Transparenz und intersubjektiver Nachvollziehbarkeit erfüllt. Hervorzuheben ist, dass T.-S. Kommunikationszusammenhänge und Rahmenbedingungen, wie etwa die Auswirkungen von Zensur und Presselenkung, Lücken in der Presseberichterstattung oder das Beschweigen von Ereignissen reflektiert und die politischen Entwicklungen souverän in die Untersuchung einbezieht. Indes wäre es der Arbeit zugutegekommen, wenn auch medienwissenschaftliche Fragestellungen systematisch berücksichtigt worden wären. So werden die Funktion der Meinungsführer und die Rolle der Medien auf dem stark fragmentierten politischen Massenmarkt, die Einbettung der Zeitungen in soziokulturelle Milieus, Fragen der Repräsentativität und Rezeption sowie Prozesse des politischen und Ideentransfers über Grenzen und Kriegsfronten hinweg nur vereinzelt angesprochen.

Die Arbeit ist chronologisch in fünf Hauptkapitel gegliedert und umfasst die Zeit von der Julikrise 1914 bis zu den Friedensschlüssen von Brest-Litowsk 1918. Die Unterkapitel sind stets nach demselben Muster aufgebaut: Einer Darstellung der politischen, wirtschaftlichen und sozialen Situation folgt – jeweils separat für die Teilungsgebiete – eine Analyse der zeitgenössischen polnischsprachigen Veröffentlichungen. Dabei werden die vielfältigen Wahrnehmungen und Deutungen der verschiedenen Parteien und deren Veränderungen im Kriegsverlauf sehr sorgfältig herausgearbeitet. Prägnant zusammengefasst, ist für die Zeit des Ersten Weltkriegs eine Entwicklung von überwiegender Loyalität der Polen zur jeweiligen Teilungsmacht und der Abgrenzung zu den Kriegsgegnern über Phasen der Kooperation einiger Parteiströmungen mit den Mittelmächten in Kongresspolen 1915/16

bis hin zur Distanzierung von allen drei Teilungsmächten und der Forderung nach Errichtung eines unabhängigen polnischen Nationalstaates festzustellen.

Als Gründe für diese Entwicklung führt die Vf. für jedes Teilungsgebiet spezifische Bedingungen an, die sich im Verlauf des Krieges zu einer gesamt-polnischen Erfahrung verdichteten: In Kongresspolen gehörten die Kriegszerstörungen, Flucht und Deportationen im ersten Kriegsjahr zu den fundamentalen Erfahrungen der Bevölkerung, gefolgt von systematischer wirtschaftlicher Ausbeutung, fehlender politischer Mitsprache und Ungewissheit über die Zukunft des Landes unter deutsch-österreichischer Besatzung. Dies konnte durch kulturpolitische Zugeständnisse, die Proklamation des Königreichs Polen am 5. November 1916 und die Bildung machtloser politischer Körperschaften kaum abgemildert werden. Infolgedessen sei in den polnischsprachigen Veröffentlichungen ein tiefgreifender Widerwille gegen die als *obcy* bezeichneten fremden Besatzer vermittelt und zur *samoobrona* (Selbstverteidigung) aufgerufen worden. In Galizien seien die zahlreichen Verhaftungen, Verurteilungen und Hinrichtungen von galizischen Polen aufgrund der Spionagefurcht der österreichischen Behörden entscheidend für die zunehmende Distanzierung der polnischen Meinungsführer von Österreich-Ungarn gewesen. Dazu hätten auch die enttäuschten Hoffnungen auf größere Autonomie des Kronlands innerhalb der Donaumonarchie oder gar auf die Angliederung Kongresspolens an Galizien beigetragen. Für das preußische Teilungsgebiet sei weiterhin die repressive Polenpolitik konstitutiv gewesen. Zwar wurden während des Krieges einige antipolnische Gesetze aufgehoben, doch seien weder das System der Diskriminierung der Polen beseitigt noch bedeutende Schritte hin zu deren staatsbürgerlicher Gleichberechtigung unternommen worden. Aufgrund dieser spezifischen Erfahrungen habe sich die Wahrnehmung der polnischen Meinungsführer verfestigt, dass die Interessen der polnischen Bevölkerung der drei Teilungsgebiete in grundsätzlichen Zukunftsfragen kaum beachtet würden. Vielmehr habe besonders das Deutsche Reich annexionistische Kriegsziele verfolgt und für Polen lediglich die Rolle eines abhängigen Pufferstaats vorgesehen. Die Überlassung kongresspolnischer Gebiete an den neuen ukrainischen Staat im Februar 1918 habe die fehlende Mitbestimmung der Polen augenfällig bestätigt und – abgesehen von einer kleinen aktivistischen Elite in Kongresspolen – deren Abwendung von den Mittelmächten weiter vertieft.

Als Ergebnis steht eine Studie, die durch eine profunde Analyse der Diskussionen über die aktuelle Lage und die Zukunft Polens in den polnischsprachigen Öffentlichkeiten Kongresspolens, Galiziens und Preußens während des Ersten Weltkriegs besticht. Besondere Anerkennung verdient die Verknüpfung des politischen Denkens mit der kriegsbedingten Situation breiter Bevölkerungsschichten. Allerdings erfolgt die Untersuchung dieses Zusammenhangs allein über die öffentlich agierenden Meinungsführer und Medien, ohne die Frage nach der politischen Wirksamkeit medialer Diskurse ausreichend zu reflektieren. Die Annahme, dass die ausführliche Erörterung der Kriegserfahrungen und -deutungen die Bevölkerung zum Subjekt des politischen Prozesses gemacht, zur politischen Integration beigetragen und neue kollektive Identitäten geprägt habe, hätte anhand medienwissenschaftlicher Erkenntnisse vertieft werden können. Ein nützliches Hilfsmittel ist das Glossar; allerdings fehlt ein Register, das dazu beigetragen hätte, die umfangreiche Studie besser zu erschließen.

Berlin

Robert Spät

Loyalität, Legitimität, Legalität. Zerfalls-, Separations- und Souveränisierungsprozesse in Ostmittel- und Osteuropa 1914-1921. Hrsg. von Alfred Eisfeld und Konrad Maier. (Veröffentlichungen des Nordost-Instituts, Bd. 17.) Harrassowitz. Wiesbaden 2014. 257 S. ISBN 978-3-447-06767-6. (€ 34,-)

Die Tagung, die diesem Sammelband zugrunde liegt, fand zwar bereits 2008 statt, doch hat ihr Thema nichts an Aktualität eingebüßt – ganz im Gegenteil: Historikerinnen und Historiker, Juristen und Theologen aus Deutschland, der Ukraine, Russland und Polen

widmen sich den staatlichen Zerfalls-, Separations- und Souveränisierungsprozessen in Ostmittel- und Osteuropa. Der gewählte Zeitraum 1914-1921 verbindet das Geschehen des Ersten Weltkriegs mit der Nachkriegszeit, womit diese gängige chronologische Unterteilung, die eher eine „westliche“ Sichtweise wiedergibt als dass sie den vielfältigen „östlichen“ Erfahrungen entsprechen würde, eine wichtige Relativierung erfährt. Besondere Aufmerksamkeit schenkt der vorliegende Sammelband der Ukraine und ihrem Ringen um staatlich-politische Verortung zwischen „weißem“ und „rotem“ Russland, einheimischer Rätebewegung und Besatzungsregime der Mittelmächte, westlichen Idealen des Selbstbestimmungsrechts und mitteleuropäischen geopolitischen Visionen.

Diese komplexen Vorgänge sollen mit den Leitbegriffen „Loyalität“, „Legitimität“ und „Legalität“ erkundet werden. In ihrem knappen Vorwort beschränken sich die Hrsg. allerdings auf eine lediglich kursorische Begriffsklärung. Irritierend ist zudem, dass ein Beitrag von Arkadiusz Stempin angekündigt ist, der dann aber nicht im Band enthalten ist. Den Auftakt der Beiträge machen Jurij V. Kotlar und Igor' N. Škljaev, die mit den Bauernrepubliken in der Südukraine 1917/18 bzw. der Stadt Odessa 1917-1920 lokale Auswirkungen der häufig wechselnden Frontverläufe und politischen Regimes in den Blick nehmen. Der Essay von Aleksej Miller zum Zerfall multiethnischer Imperien, der wegen seiner grundsätzlichen Aussagen besser an den Anfang oder das Ende des Bandes gepasst hätte, konfrontiert traditionelle nationalstaatliche Deutungen mit den Erkenntnissen der neueren Empire-Forschung. Im folgenden Beitrag widmet sich Aleksandr Beznosov den deutschen Kolonisten in der Ukraine, die als Mennoniten anfangs durchaus skeptisch gegenüber aktiver militärischer Betätigung waren, sich nach wechselnder Konfrontation mit dem deutsch-österreichischen Besatzungsregime, den „Weißen“ und den „Roten“ im russischen Bürgerkrieg aber auf die Seite der „Weißen“ schlugen. Das deutschsprachige Bildungswesen in Russland während des Ersten Weltkriegs ist Thema des Beitrags von Irina V. Čerkaz'janova. Wenig überraschend ist, dass die Loyalität der Lehrkräfte, zumal wenn sie nicht die russische Staatsangehörigkeit besaßen, von den zarischen Behörden vehement in Frage gestellt wurde. Ein bereits vielfach behandeltes Thema präsentiert Marek Kornat mit der Föderationskonzeption Józef Piłsudskis.

Aleksandr Rublev schildert alltagsgeschichtlich die Migrationen und Deportationen von Ukrainern aus dem russisch besetzten Galizien, der Bukowina und Transkarpatien in die westlichen Gouvernements Russlands, wo es häufig erstmals zu direkten Begegnungen zwischen „Galiziern“ und „Dnepr-Ukrainern“ kam, oft kulminierend in der Frage, wer denn „mehr Ukrainer“ sei (S. 78). Diese Auseinandersetzung weist durchaus aktuelle Anklänge auf, ebenso wie die von Viktorija Sološenko dargestellten bilateralen Beziehungen zwischen der Ukrainischen Volksrepublik und Finnland, zwei sich gerade erst konstituierenden Staaten aus dem post-zarischen Raum, die sich wechselseitig zu stützen versuchten. Dass nicht allein die Ukrainische Volksrepublik als neuer Akteur die Staatenbühne Europas zu betreten versuchte, sondern auch die Westukrainische Volksrepublik, verdeutlicht Andrij Kudrjačenko, der unterschiedliche Vorstellungen über die Zukunft der Ukraine und die Einsetzung je eigener Machtorgane und Auslandsvertretungen skizziert.

Eine Reihe von Beiträgen widmet sich der kirchlichen Situation. Natalija Rubleva lenkt den Blick auf römisch-katholische Geistliche in der Diözese Luck-Žitomir, zumeist Polen, die die ukrainische Nationalbewegung ignorierten und zu einem großen Teil zu Beginn der 1920er Jahre nach Westen, in die Republik Polen, emigrierten. Komplementär dazu stellt Elżbieta Alabrudzińska protestantische Priester in den polnischen Ostgebieten (*Kresy*) vor, die überwiegend deutschsprachig, aber loyal zur neuen Republik Polen gewesen seien. Als tragisch kann die Situation der orthodoxen Kirche Estlands nach 1918 gelten, die Sebastian Rimstad behandelt: Ohnehin schon Minderheit im neuen estnischen Staat, wurden die Orthodoxen häufig als „Sowjetagenten“ verfeimt, obwohl das Oberhaupt der Orthodoxen im Baltikum, der Bischof von Riga, 1919 von den Bolševiki ermordet worden war.

In der Mitte des Bandes platziert, unternimmt Otto Luchterhandt eine Begriffsklärung zu Loyalität, Legitimität und Legalität aus juristischer Sicht und weist der Legitimität zentrale Bedeutung zu, da sie an der Grenze zwischen subjektiven und objektiven Maßstäben angesiedelt sei. Pascal Trees diskutiert in seinem Beitrag zur polnischen Militärgeschichte eingehend den Begriff der Loyalität, denn der Dienst in einer Armee verlangte gemeinhin den „größtmöglichen Loyalitätsbeweis“ ab (S. 131). Dem stand freilich entgegen, dass die Mobilisierung für die Armeen der Teilungsmächte im August 1914 weitgehend reibungslos verlief und es nicht überproportional viele polnische Deserteure gab. In der Nachkriegszeit stützte sich die polnische Armee auf Freiwilligenwerbung, während die später eingeführte allgemeine Wehrpflicht auf wenig Begeisterung stieß. Thematisch schließt hier Rudolf A. Mark an, der die Frage stellt, warum es nach 1917 nicht zu einer eigenen ukrainischen Armee kam. Als Gründe nennt er eine verbreitete Kriegsmüdigkeit, die pazifistisch eingestellte Führungsschicht in der Ukraine, die Konkurrenz durch einen romantisierenden Kosakenmythos und das Fehlen eines starken antirussischen Impetus.

Das rumänisch-ukrainische Beziehungsgeflecht nehmen Mariana Hausleitner und Cornelia Schlarb in den Blick. Während Hausleitner das Bild von der Bukowina als einer relativ friedlichen multiethnischen Region in der Habsburgermonarchie vor 1914 zeichnet, die dann zu einem Zankapfel verschiedener militärischer und geopolitischer Interessen geworden sei, zeigt Schlarb, dass die Bessarabiendeutschen zunächst loyal gegenüber dem Zarenreich waren, um dann nach 1918 recht reibungslos zu rumänischen Staatsbürgern zu werden. Im letzten Beitrag des Bandes schildert Joachim Tauber die unterschiedlichen Konzeptionen für ein litauisches Parlament. Während die deutsche Militärverwaltung eine multiethnische Taryba vorsah, wollten führende litauische Politiker ein ethnisch rein litauisches Parlament. 1918 kam es zu einem teilweisen Umdenken, indem die Taryba auch jüdische und weißrussische Abgeordnete kooptierte; Polen blieben aber nach wie vor ausgeschlossen.

Der Sammelband zeichnet ein sehr differenziertes Bild vom östlichen Europa im Zeitraum 1914-1921, ohne allerdings klare konzeptionelle Impulse anzubieten. Die Begriffe „Loyalität“, „Legitimität“ und „Legalität“ werden nur von wenigen Autorinnen und Autoren erkenntnisleitend genutzt. Vielmehr drängt sich die Frage auf, ob für den betrachteten Zeitraum die Erwartungen an Loyalität, Legitimität und Legalität nicht eher fehl gingen; für viele Menschen im östlichen Europa war zuvorderst eine situativ kluge Anpassung an die rasch wechselnden Frontverläufe und politischen Regimes entscheidend. Viele Beiträge sind sehr quellennah, berücksichtigen aber nur unzureichend die internationale Forschungsliteratur; die Darstellung regionaler und lokaler Vorgänge wirkt ohne vergleichende, europäische, transnationale oder transregionale Bezüge etwas isoliert. Allerdings bringt die Quellennähe auch eine Fülle bislang kaum bekannter Details zur Kenntnis, deren kultur- und erfahrungsgeschichtliche Bearbeitung eine lohnende Aufgabe wäre: sei es die Begegnung senegalesischer Truppen der französischen Ordnungsmacht mit den Aufständischen der Bauernrepublik Kolosovka, sei es das Engagement von Frauen für das Flüchtlingsdepartement der ukrainischen Zentralrada oder seien es die Mischehen von Orthodoxen und Katholiken.

Braunschweig

Stephanie Zloch

Pauli Heikkilä: Estonians for Europe. National Activism for European Unification 1922-1991. (Multiple Europes, Bd. 54.) P.I.E. Lang, Bruxelles u.a. 2014. 216 S. ISBN 978-2-87574-166-0. (€ 43,90.)

Dies ist ein interessantes Buch über estnische Wahrnehmungen von Europa und estnische Diskussionen über europäische Integrationsprojekte von der Zwischenkriegszeit bis zum Kalten Krieg. Es stellt eine wertvolle Ergänzung zur Erforschung nicht nur der estnischen Außenpolitik während der Zeit der Unabhängigkeit vor 1940, sondern auch zum

internationalen Aktivismus estnischer Exil-Politiker während des Zweiten Weltkriegs und des Kalten Krieges dar.

Indem er die einschlägigen Debatten über einen längeren Zeitraum hinweg betrachtet, kann Pauli Heikkilä interessante Kontinuitäten sowie Änderungen im estnischen außenpolitischen Denken nachweisen. H. stellt sogar die Bedeutung des Zweiten Weltkriegs als eines grundlegenden Ausgangspunktes für eine neue internationale Ordnung in Frage (S. 17). Er kommt zu dem Schluss, dass der Zweite Weltkrieg nicht so wichtig gewesen sei wie gewöhnlich angenommen, denn „eine beträchtliche Zahl von Aspekten in der estnischen Diskussion über den Krieg blieben trotz der grundsätzlichen Veränderungen dieselben“ (S. 190). An anderer Stelle legt H. nahe, dass der estnische Aktivismus in Richtung Europa 1957 zu schwinden begann, also in dem Jahr, das mit der Unterzeichnung der Römischen Verträge in der Regel als ein Ausgangspunkt für die europäische Integration gilt. Diese den üblichen Einschätzungen zuwiderlaufende Chronologie des Europäismus in der europäischen Peripherie trägt, in H.s Interpretation, dazu bei, „die Kontraste und Vielfalt in der Geschichte der europäischen Integration zu veranschaulichen“ (S. 19).

Allerdings verspricht die Monografie mehr als sie im Stande ist zu liefern. Um historische Narrative plausibel konstruieren zu können, muss man die Komplexität der dahinterstehenden historischen Abläufe deutlich machen, und dies sollte immer auch mit einer klaren und logischen Argumentation einhergehen. Hieran mangelt es dem Werk aber häufig. Z.B. will H. die Bedeutung des Zweiten Weltkriegs für seine Fragestellung relativieren, aber dennoch deutet er den Krieg als einen Wendepunkt in den estnischen Debatten über die europäische Einigung (S. 190). Die Angst vor der sowjetischen Armee, so H., sei nicht nur für Estland, sondern auch für ganz Europa der ausschlaggebende Faktor für die Einigungsbestrebungen während des Kalten Krieges gewesen, auch wenn nur wenige Menschen dies öffentlich zu sagen gewagt hätten. Dann aber weist er darauf hin (S. 49, 61), dass die Furcht vor der Roten Armee auch in der Zwischenkriegszeit in Estland einen wichtigen Faktor dargestellt habe. Damit widerspricht er seiner Behauptung an anderer Stelle (S. 190), dass die Esten in den 1920er und 1930er Jahren nicht der Russophobie der Paneuropa-Union erlegen seien, sondern die Sowjetunion generell als Bedrohung ignoriert hätten.

Neben der gelegentlich vagen Argumentation fällt auf, dass der Vf. die estnischen Debatten nicht für den gesamten Zeitraum 1922-1991 abdeckt. Er konzentriert sich vielmehr auf die frühen 1930er Jahre, den Zweiten Weltkrieg und die 1950er Jahre, mit einigen gelegentlichen Beispielen aus anderen Zeiträumen. Zu den 1980er Jahren kann H. nur auf einige Appelle estnischer Exilanten an das Europäische Parlament sowie auf eine Resolution des Parlaments von 1983 zum Baltikum verweisen. Die bedeutende Frage nach den Auswirkungen der europäischen Integration auf die Sowjetunion wird von ihm im Großen und Ganzen ignoriert. Er deutet nur an, dass der Zusammenbruch der Sowjetunion der Europäischen Union (EU) die Erweiterung nach Osten erlaubte, aber auch das gravierende Problem mit sich brachte, dass nun ein „überzeugendes Feindbild“ verschwunden war. Dies, behauptet H., habe die Suche nach äußeren Feinden, „meist aus der islamischen Welt“, intensiviert (S. 153). Es finden sich noch andere fragwürdige oder sogar falsche Aussagen: dass die Wiederbewaffnung Westdeutschlands zwei deutsche Staaten geschaffen habe (S. 155), dass Alexander Warma während des Zweiten Weltkrieges der einzige Este gewesen sei, der die Integration Europas in Erwägung gezogen habe (Kaarel Robert Pusta wird damit ignoriert) (S. 102), dass Heinz Valk ein Dissident gewesen sei (S. 80) usw.

Noch problematischer ist die Frage nach den Methoden, mit denen die hauptsächliche Intention des Buches erreicht werden soll: die Analyse der estnischen Interpretationen europäischer Einigungsprogramme. Mit Ausnahme der Paneuropa-Idee von Richard Coudenhove-Kalergi werden die wichtigsten Ideen aus dem europäischen Zentrum kaum diskutiert, und das ganze Narrativ bleibt überwiegend auf die estnische Debatte fokussiert, die so weitgehend ohne Kontext bleibt. Außerdem verspricht H. einleitend, das Buch werde zu

„der aktuellen Diskussion“ über die EU beitragen (S. 13), aber welche Diskussionen er damit im Sinn hat, wird im Weiteren nicht geklärt.

Tartu

Kaarel Piirimäe

Schwert, Kreuz und Adler. Die Ästhetik des nationalistischen Diskurses in Polen (1926-1939). Hrsg. von Ulrich Schmid unter Mitwirkung von Isabelle Vonlanthen und Sabina Schaffner. (Veröffentlichungen des Deutschen Polen-Instituts, Bd. 32.) Harrassowitz, Wiesbaden 2014. 584 S., Ill. ISBN 978-3-447-10047-2. (€ 42,-)

Der Nationalismus war ein prägendes Charakteristikum der Geschichte Polens zwischen den beiden Weltkriegen und manifestierte sich in einer Vielzahl von Lebensbereichen. Zu seiner Erforschung sind daher Ansätze aus unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen nicht nur denkbar, sondern auch wünschenswert. Der zu besprechende Band, ein Gemeinschaftswerk Schweizer und polnischer Autor/inn/en unter der Hauptherausgeberschaft des St. Gallener Slawisten Ulrich Schmid, wählt eine literatur- und kulturwissenschaftliche Perspektive, um den Nationalismus „als performatives Phänomen“ zu analysieren (S. 15). Einen wichtigen Ausgangspunkt bietet die Beobachtung, dass der nationalistische Diskurs in Polen in verschiedenen ästhetischen Ausprägungen zutage trat. Dies führt Schmid in seinen einleitenden Bemerkungen einerseits darauf zurück, dass Kunst und Literatur selbst während der autoritären Herrschaft der Sanacja „weitgehend unbehelligt vom Staat“ geblieben seien (S. 26), andererseits verweist er auf neuere kulturwissenschaftliche Hypothesen, wonach nicht nur der Nationalismus, sondern auch der Faschismus in seiner Selbstrepräsentation eine „ausgesprochen hybride Struktur“ aufweise, indem sich „disparate Ideologie- und Stilelemente diametral gegenüber“ stünden (S. 22). Nach weiteren Ausführungen Schmidts zur Methodik und Begrifflichkeit, in denen er theoretisch fundiert zentrale Untersuchungskategorien wie Diskurs, Zeit, Raum, Körper und Geschlecht vorstellt, folgen drei Hauptteile mit jeweils unterschiedlichem Fokus.

Unter der Überschrift „Nationalistischer Diskurs, Institutionen und ideologische Positionen“ widmen sich die Beiträge von Schmid, Pascal Trees, Monika Bednarczuk und Sabina Schaffner dem Nationalismus, dem Faschismus, der katholischen Kirche, der „jüdischen Frage“, den Geschlechterverhältnissen und den kulturellen Institutionen im Polen der Zwischenkriegszeit. Dabei handelt es sich in aller Regel um gut geschriebene, informative Überblicksartikel, die sich auf die Forschungsliteratur sowie einige zeitgenössische Werke stützen. Anzumerken ist, dass der Beitrag zum Faschismus die Forschungsliteratur nur bis zu Beginn der 2000er Jahre rezipiert, sodass die in den letzten Jahren stark vorangekommene Forschung zur europäischen Gewaltgeschichte, die auch für die Analyse des Faschismus neue Impulse geliefert hat, leider nicht in die Darstellung einfließt. Im ansonsten ausgewogenen Beitrag zur „jüdischen Frage“ irritiert der mehrfach anstelle von Antisemitismus verwendete Ausdruck „Judophobie“, da hier ein reaktives Moment in den Vordergrund rückt und die Aggressivität antisemitischen Denkens und Handelns zu wenig sichtbar wird.

Der nächste Hauptteil „Nationalismus und literarische Ästhetik“ bildet zweifellos das Kernstück des Bandes. Zu den Themen Zeit, Raum, Körper und Gemeinschaftskonzepte bieten Autorenteams um Schmid, Isabelle Vonlanthen, Schaffner und Stefan Guth elaborierte literaturwissenschaftliche Analysen. Ausgewählt wurden explizit nicht die Autor/inn/en und Werke der Avantgarde oder eines nach künstlerisch-ästhetischen Kriterien definierten Kanons, sondern diejenigen, die auf ein breites zeitgenössisches Lesepublikum zielten und die politische Botschaft von der Größe der polnischen Nation zu transportieren versuchten. Dabei zeigen sich auch manche eher wenig bekannte Facetten, beispielsweise Roman Dmowskis pseudonyme Autorschaft von Sensationsromanen. Überproportional vertreten sind insgesamt Autor/inn/en und Werke, die in den 1930er Jahren der Nationaldemokratie (Endecja) und ihrem radikalen Flügel, dem ONR, nahestanden; besprochen werden aber auch solche aus dem regierenden Sanacja-Lager, weniger indes aus dem Um-

kreis der Bauernparteien oder der Sozialisten, die gleichwohl ihre eigenen Vorstellungen von Nation entwickelt hatten. Die Schweizer Autorentams kommen zu interessanten Befunden. Demnach wurden Romane und Gedichte in den 1930er Jahren vom Publikum vorwiegend nach ideologisierten Lesecodes beurteilt, dennoch gab es eine nicht unbeträchtliche Zahl von Schriftsteller/innen als „Wanderer zwischen den Welten, die in mehreren Zeitschriften unterschiedlicher politischer Ausrichtungen gleichzeitig publizierten“ (S. 338). Einige Autor/innen der nationalen Rechten hätten sogar ein passables literarisches Niveau erreicht, konstatieren die Autorentams in erkennbarem Bemühen um eine philologische Einschätzung *sine ira et studio*. Als solche stellen sie etwa Jerzy Pietrkiewicz, Kazimiera Hłakowiczówna, Zofia Kossak-Szczucka oder Gustaw Morcinek vor und verweisen auf Verbindungslinien zu kanonisierten Schriftsteller/innen wie Zofia Nałkowska oder Konstanty Ildefons Gaczyński. Die Autorentams arbeiten aber auch den weit verbreiteten, geradezu obsessiven Antisemitismus heraus, der konstitutiv war für den Nationalismus der politischen Rechten und dem nur wenige Anhänger dieses Spektrums widerstanden. Selbst Autoren wie Jerzy Giedroyc und Czesław Miłosz, die sich später reuig distanzieren, sind mit antisemitischen Aussagen vertreten. Zur gleichzeitigen Anziehungskraft des Faschismus urteilt das Autorenteam Vonlanthen, Schmid und Guth zutreffend: „Der Faschismus als politisches System setzte sich in Polen letztlich nicht durch, aber er entwickelte wie in ganz Europa eine große Wirkung im ideellen Bereich“ (S. 319).

Der dritte Hauptteil widmet sich dem Thema „Kunst als nationales Projekt“ und vereint Detailstudien zur polnischen Gedächtniskultur (Joanna M. Sosnowska), zum Projekt der Kirche der Vorsehung (Marek Czapełski), zur Bruderschaft des Hl. Lukas (Iwona Luba) und zum Künstler Stanisław Szukalski (Lechosław Lameński). Die vorgestellten Beispiele variieren zwischen staatlicher Auftragskunst, dem kirchlichem Ringen um eine architektonische Moderne sowie dem Wirken eines exzentrischen Individualisten.

Die Zusammenfassung dieses breiten literatur- und kulturwissenschaftlichen Beitragspektrums übernimmt wiederum Schmid. Demnach verfügte die polnische Literatur und Kunst einerseits „über ein breites Stilspektrum, das sich nicht ohne Weiteres politisch instrumentalisieren ließ“ (S. 429), allerdings versuchte insbesondere die durch einen Staatsstreich an die Macht gekommene Sanacja Legitimität aus der Inszenierung der nationalen Größe Polens zu ziehen. Einer solchen ästhetischen Kultur stand die „prekäre gesellschaftliche Wirklichkeit“ (S. 431) der Zweiten Republik gegenüber, wie Schmid treffend bemerkt. Zu diskutieren ist, ob die Sanacja davon profitierte, dass die rechte Opposition „keine radikal andere politische Gegenerzählung präsentieren konnte“ (S. 441) und „dass nur über die Modalitäten, nicht aber über das nationale Projekt selbst Uneinigkeit herrschte“ (S. 434). Die politischen Auseinandersetzungen der 1930er Jahre sprechen dafür, dass oft schon das Bewusstsein einer Konkurrenzsituation auf dem Weg zur „richtigen“, „wahren“ nationalen Einheit ausreichte, um einer Radikalisierung Vorschub zu leisten. Letztlich betont auch Schmid, dass es sich bei der nationalistischen Ästhetik in Polen um ein „dynamisches Diskurssystem“ mit fortwährenden Aushandlungsprozessen handelte (S. 444).

Den reichhaltigen Abschluss des Bandes bilden im Anhang die Biogramme nationalistisch engagierter Autor/innen und die Charakteristik der einflussreichsten Kultur- und Literaturzeitschriften, die rund 150 Seiten einnehmen. Wiederholt zeigt sich dabei, dass das Engagement für die nationale Rechte in sehr unterschiedliche Lebenswege nach dem Zweiten Weltkrieg münden konnte, die vom politischen Exil bis zum aktiven Eintreten für die Volksrepublik Polen reichten.

Der sorgfältig redigierte Band, der übrigens bereits in einer polnischen Ausgabe vorliegt¹, bereichert unser Wissen zur Kulturgeschichte Polens zwischen den Weltkriegen in

¹ ULRICH SCHMID (Hrsg.): *Estetyka dyskursu nacjonalistycznego w Polsce 1926-1939*, Warszawa 2014.

vielen wichtigen Punkten und dürfte sicherlich rasch zu einem Referenzwerk in historischen und philologischen Seminar- und Handbibliotheken werden.

Braunschweig

Stephanie Zloch

Mark Pittaway: From the Vanguard to the Margins. Workers in Hungary, 1939 to the Present. Selected Essays. Hrsg. von Adam Fabry. (Historical Materialism, Bd. 66.) Brill. Leiden – Boston 2014. X, 333 S. ISBN 978-90-04-22892-4. (\$ 154,-)

Mark Pittaway had a very rare talent. Studying a seemingly peripheral detail based on the mostly untouched obscure archival materials found in a remote place, he was able to grasp the everyday workings of power and the limits of an entire political system. This ability rested on a sovereign mastery of social theories, an extraordinary instinct for historical reality, and a profound knowledge of the research and historiographical debates in his field.

The other great skill P. possessed was his rigorous scholarship. Although he confessed a clear leftist leaning due to his family background, inspired by socialist ideas during the harsh reign of Margaret Thatcher, his political views never spoiled his scholarship. The fact that this volume was published in the series *Historical Materialism* should therefore not lead to the premature conclusion that P. was writing for a limited circle of Marxist thinkers. On the contrary: Although he understood the needs and desires of the working classes he never idealized them and was always very critical of their shortcomings and flaws. In his writings about Hungarian workers in different time periods, he provided examples of working class involvement in right-wing radicalism, antisemitism, sexism or tendencies to exert 'revolutionary violence' against real or imagined 'enemies'.

This meticulously and beautifully edited collection of twelve essays by a brilliant historian combines a number of different topics, periods, and approaches. All chapters have been published before but this collection sets them in context and makes it possible to fully comprehend the wide range of P.'s scholarship.

Most of P.'s work focused on the industrial working class and the main contradiction of the Communist party in Hungary—the fact that it imposed a socialist system without paying attention to the needs, traditions, interests of what was supposed to be the central, ruling class. The conflicts which derived from this included the revolution of 1956. Yet some of these essays show other fascinating aspects of his work. P.'s final subject before he passed away in 2010 at the young age of 39 was the reconstruction of borderland societies between Western Hungary and the Burgenland beginning with the *Anschluss* of 1938, which created a new border between the Kingdom of Hungary and the new Greater German Reich, and ending with 1956, when the border between the Republic of Austria and the People's Republic of Hungary created a small temporary gap in the Iron Curtain for a few weeks, enabling the escape (and return) of thousands of Hungarians. Two other essays are dedicated to the problem of 'Crisis, War and Occupation' in Eastern Europe, analyzing the political, economic, and social situation at the end of World War II.

The first two chapters are taken from his excellent book *Eastern Europe 1939-2000*¹ in which he analyzes the social history of the countries between Germany and Russia, the Baltics and the Balkans, from a long-term perspective including World War II, the German and Soviet occupations, the Communist and post-Communist periods in one critical narrative, embracing social, economic, political, and ethnic conflicts, and how these evolved in the context of continental, national and regional power struggles. In these two chapters, P. manages to integrate discussions of the impact of war, Nazi and Communist policies on population movements, living standards, and the political structures of the region.

¹ MARK PITTAWAY: *Eastern Europe 1939-2000*, London 2004.

The next three chapters focus on political, social and gender conflicts in Stalinist Hungary, mostly regarding the working class, which had trouble finding itself in a system which celebrated workers as representatives of the new 'ruling class' without fully trusting them. Chapter Six analyzes the 'disintegration and reconstruction' of socialism shortly before, during, and after the uprising of 1956, in which workers played the decisive role. The last chapter of the book attempts a more systematic and comprehensive approach 'towards the social history of the 1956 Revolution in Hungary', including other social groups. Chapter Seven offers a fresh look at the relationship between economic reforms, social relations, and the politics of the Communist party under János Kádár in the late 1950s and early 1960s. The last four chapters are dedicated to different topics: One is a very insightful discussion of the value of local and regional archives for the study of Hungarian postwar history (Chapter 8), and another (Chapter 10) looks at the deep and traumatic fall of the workers during the transition to capitalism, a troublesome history that helps to explain the radical political changes after 1989, in which workers would first vote for the Socialists and later for Jobbik. Chapter 11 is a lucid social-historical analysis of the career of Fascism in Hungary, from the end of World War I until the post-communist period.

From the Vanguard to the Margins is a wonderful book, extremely well and carefully edited and introduced by Adam Fabry. The epilogue was written by P.'s former mentor Nigel Swain, who closely observed the career of his former student. This short text also introduces the reader to P.'s fascinating intellectual biography. We should be grateful for this carefully edited collection, showing how much we have lost, and how much more we could have hoped for from this great mind.

Washington, DC

Arpad v. Klimo

Mirosław Sikora: Die Waffenschmiede des „Dritten Reiches“. Die deutsche Rüstungsindustrie in Oberschlesien während des Zweiten Weltkrieges. (Bochumer Studien zur Technik- und Umweltgeschichte, Bd. 3.) Klartext-Verl. Essen 2014. 591 S., Ill. ISBN 978-3-8375-1190-1. (€ 39,95.)

Bis vor wenigen Jahren gab es – von wenigen Ausnahmen abgesehen – zwei Arten von historischen Untersuchungen zur Region Schlesien im 20. Jh. Die einen Arbeiten wurden überwiegend von Deutschen verfasst und schließen spätestens mit dem Jahr 1945 ab. Die übrigen wurden meist von polnischen Forschern verfasst und setzten mit eben jenem Jahr ein. Die vorliegende Arbeit ist also schon aus dieser Perspektive eine Ausnahme: Ein polnischer Historiker, Mirosław Sikora, untersucht die zwar schlesische, aber eben doch deutsche Rüstungsindustrie.

Zu Beginn der Arbeit wird die Organisation der Rüstungsproduktion im „Dritten Reich“ umrissen. Dieser Abschnitt, wenig oberschlesienspezifisch, fasst die Debatten zur Rüstungsstrategie – Breiten- oder Tiefenrüstung– zusammen und zeigt auch, wie es zur Konzentration der Macht bei Albert Speer kam. Ab S. 79 beschäftigt sich S. speziell mit Oberschlesien. Nach dem Überfall auf Polen wurde Ostoberschlesien Teil des deutschen Machtbereichs, und der Anschluss des „industriellen Oststreifens“ machte Schlesien so groß, dass es in Ober- und Niederschlesien aufgeteilt wurde. Hierbei spielte auch eine Rolle, dass Schlesien national wie auch wirtschaftlich differenziert gegliedert war, was eine Aufteilung ebenfalls rechtfertigte. Wenig überraschend ist, dass auch hier das Führerprinzip, mithin die Gewährleistung der Realisierung der Befehle aus Berlin, eine erhebliche Rolle spielte.

Gleichzeitig sollten die oberschlesischen Hütten und Firmen zusammengeführt und formal westdeutschen Unternehmen zugeordnet werden – ein Vorhaben, das mehr als einmal an der technologischen Rückständigkeit der dortigen Hütten scheiterte: „Am Ende wurde kein einziger großer Hüttenbetrieb an westdeutsche Industrielle veräußert“ (S. 105). Nachdem die „Brautschau“ mangels hinreichender ökonomischer Attraktivität nicht zur Fusion führte, griff man am 6. Juni 1942 – und damit mit einiger zeitlicher Verzögerung –

zu der Option, die oberschlesischen Hütten unter dem Dach einer Holding mit dem Namen „Berg- und Hüttenwerksgesellschaft AG“ zu vereinigen.

Auf S. 133 beginnt schließlich die Analyse der „Rolle des Oberschlesischen Industriegebiets in der deutschen Kriegswirtschaft“. Seine Randlage verhinderte vor 1939 nennenswerte Investitionen in das dortige Industrierpotenzial. Auch der Vergleich mit dem Ruhrgebiet sprach eher gegen Oberschlesien, wobei dieses Argument angesichts der konkurrenzlos großen schwerindustriellen Bedeutung des Ruhrgebiets unangemessen erscheint. Trotz des Anschlusses Ostoberschlesiens nach Kriegsbeginn blieb Oberschlesien bis 1941 von untergeordneter Bedeutung. Bei der Stahlproduktion änderte sich das grundlegend erst mit der Niederlage der Wehrmacht vor Moskau. Oberschlesien blieb bei den Rüstungskapazitäten bis 1942 erkennbar hinter Niederschlesien zurück, in absoluten Zahlen stieg seine Bedeutung jedoch stetig. Damit blieben die Investitionen, folgt man dem Urteil von S., hinter den faktischen Notwendigkeiten zurück, da in zunehmendem Maße von dieser Region das „Sein-oder-nicht-sein“ (S. 160) der deutschen Kriegsanstrengungen abhing. S. zeigt, dass Oberschlesien nicht das entscheidende Rädchen, aber doch ein wichtiges Element im Getriebe der deutschen Rüstungsmaschinerie war.

Vor dem Hintergrund der durchwachsenen Forschungslage hat der Abschnitt zu den „Verlagerungen nach Oberschlesien und der Umwandlung des zivilen Sektors“ großen Neuigkeitswert. Angesichts der Tatsache, dass nur 1,5 Prozent aller Verlagerungen – gemessen in Betriebsfläche – in die Rüstungsinspektion VIII b Kattowitz erfolgten, erstaunen die Probleme, die daraus erwuchsen. Das betrifft zunächst den chronischen Mangel an qualifizierten Arbeitskräften und Produktionsmitteln sowie den Mangel an Aufnahmebetrieben. Auch konnte die Schließung nicht-rüstungsrelevanter Betriebe und Gebäude (Stilllegungsaktion) zugunsten der Kriegsproduktion nicht die hohen Erwartungen erfüllen. S. unterstreicht, dass trotz des vergleichsweise bescheidenen Verlagerungsumfangs viele Betriebe die Produktion an ihrer neuen Stätte gar nicht mehr aufnahmen (S. 208). Und die von S. geschilderte Tatsache, dass Maschinen aus dem Osten – Weißrussland, Ukraine – zur Steigerung des Potenzials genutzt werden sollten, war bislang wenig bekannt. S. interpretiert die Verlagerungen auch als Beleg für die gewachsene Bedeutung Oberschlesiens. Das Zwischenfazit von S., die Verlagerungen hätten sich kaum auf das industrielle Potenzial Oberschlesiens ausgewirkt, erscheint jedoch als vorschnell. Fundierte Studien zum oberschlesischen Produktionspotenzial, deren Untersuchungszeitraum weit über das Kriegsende hinausgehen müsste und eine solche Aussage rechtfertigen würde, liegen schlicht nicht vor. Schließlich bleibt festzuhalten, dass selbst in Oberschlesien – und hier bestätigt sich die alte These Alan Milwards – das Produktionspotenzial bis Kriegsende nicht vollständig aktiviert werden konnte.

Kapitel 4 ist mit 165 Seiten das längste. Es beschreibt ausführlich die „Realisierung der Rüstungsprogramme der Wehrmacht“, überwiegend geordnet nach den verschiedenen Rüstungsgüterkategorien. Es folgen neun Seiten zu Oberschlesien „Im Angesicht der Offensive der Roten Armee“; ein Schlusswort sowie die Zusammenfassung runden die Arbeit ab. Hinzu kommt ein fünfzigseitiger Anhang, der bemerkenswert ausführlich die vorhandenen Produktionsstätten, die insgesamt hergestellten Güter sowie die Produktionziffern je Betrieb auflistet.

Die Arbeit füllt allein schon durch ihre Inhaltsdichte zweifellos eine Forschungslücke. Der damit verbundene Hang zum „Detailismus“, der der polnischen wirtschaftshistorischen Forschung eigen ist, führt zwar zu manchen Längen, etwa im Fall von Kapitel 3.2 („Investitionen und Umsätze der Unternehmen“), 3.3 („Arbeitskraft“) oder Kapitel 4. S. hat sich jedoch auch die Arbeit gemacht, jeweils einen Index der Personennamen, der Ortsnamen sowie der Namen der Aktiengesellschaften und Betriebe zu erstellen. Diese bemerkenswerte Leistung macht die Monografie beinahe zu einem Nachschlagewerk und steigert ihren wissenschaftlichen Wert ganz erheblich.

Die Bedeutung der Studie ist jedoch nicht auf die reinen Fakten beschränkt. Die Arbeit zeichnet auch überzeugend die zweigeteilte Konjunktur Oberschlesiens nach. Gerade zu

Kriegsbeginn und nach der Eroberung Frankreichs rückte Oberschlesien, auch was die investitionspolitische Aufmerksamkeit angeht, stärker an den Rand, Westeuropa – und hier vor allem Frankreich – schienen attraktivere Investitionsobjekte zu sein. Erst als die Lage an der Ostfront immer prekärer wurde, rückte Oberschlesien trotz seiner zuvor diagnostizierten Defizite wieder ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Im Jahr 1944 wurden dann die Erwartungen an die Rüstungskapazitäten Oberschlesiens so groß, dass sie unmöglich erfüllt werden konnten.

Bedauerlicherweise hat das Werk eine zentrale Schwäche: S. verzichtet erstaunlich häufig auf ein synthetisierendes Fazit, z.B. hinsichtlich der Verlagerungen. Einerseits betont er deren Bedeutung für die qualitative Aufwertung Oberschlesiens (S. 149), andererseits wird die Bedeutung der Verlagerungen als gering eingestuft, was im Vergleich mit anderen Verlagerungszielländern durchaus plausibel erscheint. Auch vermeidet es S., die wirtschaftliche Bedeutung Oberschlesiens für das Reich wenigstens annähernd zu schätzen, und sei es mit Hilfe von Indikatoren wie Energieproduktion oder Arbeitskräfteeinsatz. Auch bei der Frage des Umfangs der Zerstörungen durch die Rote Armee beschränkt sich S. auf die Beschreibung, obwohl dieser Aspekt für die Frage der Nachkriegsnutzung durchaus von hoher Relevanz ist. Das alles ist bedauerlich, bringt sich S. doch damit wenigstens teilweise um die Früchte seiner eigenen Arbeit. Es bleibt zu wünschen, dass andere Historiker hier ansetzen.

Untersuchungen zu Schlesien im 20. Jh. werden an dieser Arbeit jedoch nicht vorbeikommen. Diese 2007 zunächst in polnischer Sprache erschienene Arbeit¹ ist daher mit sehr guten Gründen mit Unterstützung des Landes Nordrhein-Westfalen ins Deutsche übersetzt worden.

Chemnitz

Yaman Kouli

¹ MIROSLAW SIKORA: *Kuźnia broni III Rzeszy. Niemiecki przemysł zbrojeniowy na Górnym Śląsku podczas II wojny światowej*, Katowice 2007.

Mein Haus an der Oder. Erinnerungen polnischer Neusiedler in Westpolen nach 1945. Hrsg. von Beata Halicka. Schöningh, Paderborn 2014. 344 S., Ill. ISBN 978-3-506-77694-5. (€ 29,90.)

Des Schicksals der deutschen Heimatvertriebenen und Flüchtlinge sowie ihrer nicht immer reibungslosen Integration in die Gesellschaft der beiden deutschen Staaten haben sich in den vergangenen Jahren zahlreiche Darstellungen angenommen. Dabei spricht der kommerzielle Erfolg von Andreas Kosserts *Kalte Heimat. Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945* für ein über das akademische Milieu hinausgehendes Interesse an diesem Thema. Hierzulande weniger bekannt ist dagegen das Leben der polnischen Neusiedler, die sich in den einstigen deutschen Ostgebieten niederließen. Den oft langwierigen Prozess der kulturellen Aneignung jener Regionen, die in der offiziellen Propaganda als „Wiedergewonnene Gebiete“ und alte piastische Territorien, umgangssprachlich aber als „Polens Wilder Westen“ galten, hat die in Frankfurt (Oder) und Posen lehrende Historikerin Beata Halicka nachgezeichnet.¹ Sie stützte sich u.a. auf ein umfangreiches Konvolut an autobiografischen Berichten. Eine Auswahl von neun dieser Berichte liegt nun, wenngleich in leicht gekürzter Fassung, erstmals in deutscher Übersetzung vor.

Hervorgegangen sind diese Aufzeichnungen aus einem Wettbewerb, den das Posener Westinstitut (Instytut Zachodni) in den Jahren 1956/57 ausrichtete, um den gelungenen Prozess der „Wiederaneignung“ der westlichen Territorien zu zeigen. Es handelt sich hier-

¹ BEATA HALICKA: *Polens Wilder Westen. Erzwungene Migration und die kulturelle Aneignung des Oderraumes 1945-1948*, Paderborn 2013.

bei also nicht um rein private Reflexionen, sondern um zur Veröffentlichung bestimmte Auftragsarbeiten. Im Gegensatz zu ähnlichen Ausschreibungen 1966 und 1970 zeichnen sich die Aufzeichnungen aus der Zeit des politischen „Tauwetters“ jedoch durch eine größere Bereitschaft zu kritischen Betrachtungen aus. Wunde Punkte in den Gründerjahren der Volksrepublik Polen sprechen sie teils unverhüllt an. Dementsprechend ging nur ein geringer Teil der 229 eingereichten Beiträge in Druck. Die Mehrheit der von H. zusammengestellten Beiträge erhielt nicht oder nur nach beträchtlichen Überarbeitungen das Placet der Zensoren.

Zu den Autoren der Memoiren zählen Vertriebene aus den einstigen polnischen Ostgebieten und Umsiedler aus dem Posener Raum ebenso wie Militärsiedler und ehemalige Zwangsarbeiter. Damit bilden sie die Heterogenität der neuen Bevölkerung dieser Gebiete ab, die nur in der Minderheit aus den östlich des Bugs gelegenen *Kresy* stammte. Wenngleich diese Reflexionen einen Einblick in die Nachkriegszeit der polnischen Westgebiete bieten, so sind sie, wie die Hrsg. betont, keineswegs repräsentativ. Einerseits war dafür die Zahl der sich am Wettbewerb beteiligenden Personen zu gering, andererseits zeichneten sich die Teilnehmer durch ein verhältnismäßig hohes Bildungsniveau aus und waren nicht selten im Öffentlichen Dienst tätig. Darüber hinaus lag der Berichtszeitraum knapp zehn Jahre zurück. All diese Schwächen benennt H. ausführlich in ihrer Einleitung.

Geografisch konzentriert sich die Auswahl auf Berichte aus dem Oderraum, d.h. vorwiegend auf Niederschlesien und Ostbrandenburg bzw. das Lebuser Land. Der Begriff „Oderraum“ wird dabei von H. weitgefasst und schließt sogar das pommersche Rügenwalde (Darłowo) ein. Dagegen fehlen Beiträge aus Oberschlesien. Dies ist bedauerlich, da hier der Anteil der Autochthonen an der Bevölkerung am höchsten gewesen ist. Von offizieller Seite wurde diese slawischsprachige Bevölkerung gern als Beleg für den „polnischen Charakter“ der Westgebiete herangezogen. Ob die Einheimischen tatsächlich uneingeschränkt als Polen oder doch eher als „verkappte Deutsche“ wahrgenommen wurden, hätte hier anhand eines Erfahrungsberichtes gezeigt werden können. Zwar wird das Miteinander von Alteingesessenen und Zugezogenen in den Ausführungen Wiesław Sauters über das Leben im Lebuser Land thematisiert, allerdings spielte die Vorkriegsbevölkerung dort nur eine zahlenmäßig unbedeutende Rolle, zumal hier bereits in der Vorkriegszeit ein Teil der Einwohner in polnischen Organisationen tätig gewesen war.

Jeder Bericht wird mit einer kurzen biografischen Notiz zum Vf. eingeleitet, in der sich auch ein Verweis auf die betreffende Signatur der Unterlagen im Westinstitut findet. Die Migrationsgeschichte der einzelnen Autoren veranschaulicht zudem eine Landkarte im Vorsatz des Bandes. Erläuterungen zu geschichtlichen Ereignissen und Personen, zu denen im Text Bezug genommen wird, finden sich im Fußnotenapparat. Damit wird auch einer breiteren Leserschaft das Textverständnis erleichtert. Diese Anmerkungen hätten gelegentlich zahlreicher ausfallen oder einen anderen Schwerpunkt setzen können. So wird zwar ausführlich über Bolesław Bierut (S. 323) berichtet, eine Passage über die Außenpolitik Adenauers, „die nicht nur die Wiedergewonnen Gebiete, sondern sogar Schlesien und die Gebiete Poznańs in seine Forderungen mit einbezog“ (S. 200) bleibt dagegen unkommentiert. Zählte der Vf. Schlesien gar nicht zu den neuen Westgebieten, oder ging es ihm lediglich um das Territorium des seit 1922 polnischen Ostoberschlesiens (Województwo Śląskie)? Um Fehlinterpretationen vorzubeugen, hätte hier in Kürze auf die unterschiedlichen Konzepte und Übersetzungsprobleme des Begriffs „Schlesien/Śląsk“ hingewiesen werden können.

Insgesamt präsentieren die Berichte ein vielschichtiges und eindrucksvolles Bild der Nachkriegszeit in den polnischen Westgebieten. Sie sprechen von Plünderungen und Vergewaltigungen, von Alkoholismus, weit verbreiteter Korruption, der Zwangsaussiedlung der Deutschen, aber auch von Pioniergeist, Aufbruchsstimmung, freundschaftlichem Miteinander und der Erfüllung persönlicher Träume. Als besonders wertvoll sind insbesondere die Aufzeichnungen Stanisław Dulewicz hervorzuheben, der als Zwangsarbeiter nach Rügenwalde kam und nach Kriegsende zum Bürgermeister des nunmehr polnischen Darłowo

aufstieg. Dulewicz zeichnet ein differenziertes Bild von der deutschen Vorkriegsbevölkerung und geht auch auf Spannungen zwischen polnischer Zivilverwaltung und Roter Armee ein. Das Thema der Vertreibung und Zwangsaussiedlung der deutschen Bevölkerung wird in allen hier präsentierten Berichten nur oberflächlich behandelt. So wird meist nur andeutungsweise auf deren Leid eingegangen oder nur kurz auf freundschaftliche Beziehungen zwischen Deutschen und Polen hingewiesen. Für H. lässt sich dies sowohl mit einem persönlichen Schamgefühl als auch durch eine Form der Selbstzensur erklären, die den Vf. trotz des liberaleren politischen Klimas geboten erschien. Überdies finden sich in den Memoiren Einsprengsel der offiziellen Propaganda, die in ihrem Pathos in merklichem stilistischen Gegensatz zum Rest der jeweiligen Dokumente stehen. Dennoch internalisierten die Zeitzeugen einige dieser Narrative, wie das der „Wiedergewonnenen Gebiete“, scheinbar ohne kritische Reflexion. Zugleich findet sich in den Wettbewerbsbeiträgen auch Distanz zu den offiziellen Erzählweisen. So berichtet die aus der Lemberger Region stammende Izabela Grdeń, dass man den Einwohnern ihrer Heimatstadt anbot, nach Polen zu fahren, wobei sie „nach Polen“ in Anführungszeichen setzt (S. 65).

Auf diese teils feinen Unterschiede weist H. pointiert in ihrer Einleitung hin. Gleichzeitig kommentiert sie die einzelnen Ego-Dokumente kompakt und zeigt deren zentrale Beobachtungen auf. Ergänzt werden die Ausführungen der Hrsg. und die Zeitzeugenberichte durch umfangreiches, mit Anmerkungen versehenes Bildmaterial am Ende jedes Berichtes, welches das Leben in den polnischen Westgebieten in den 1940er Jahren zeigt. Dank der umfangreichen Erläuterungen, die Nutzen und Grenzen der Aufzeichnungen benennen, ist die vorliegende Quellensammlung als Bereicherung sowohl für die Forschung als auch für die interessierte Öffentlichkeit zu betrachten. Für die Zukunft wünschenswert wäre eine ähnliche Edition, die auch den nördlichen und südlichen Teil der polnischen Westgebiete in den Blick nimmt.

München

Matthias E. Cichon

Jenseits von Aufrechnung und Verdrängung. Neue Forschungen zu Flucht, Vertreibung und Vertriebenenintegration. Hrsg. von Matthias Stickler. (Historische Mitteilungen: Beihefte, Bd. 86.) Steiner. Stuttgart 2014. 204 S. ISBN 978-3-515-10749-5. (€ 44,-.)

Der Band fasst – um drei Beiträge erweitert – Vorträge einer Tagung zusammen, die von der Ranke-Gesellschaft 2008 in Würzburg veranstaltet worden ist. Er enthält zehn Aufsätze – acht von deutschen, zwei von polnischen Autoren. Man hätte sich dieses Verhältnis ausgewogener gewünscht, um der These des Hrsg. besser gerecht zu werden, dass „viele junge Polen, die heute in den früheren deutschen Ostgebieten leben und deren Vorfahren nach 1945 dort zum Teil als Vertriebene ankamen, sich heute sehr engagiert mit der Geschichte ihrer Heimat [...] auseinandersetzen, aber auch nach der verlorenen Heimat ihrer Vorfahren fragen“ (S. 14).

Der Einleitungstext von Eva Dutz ist Wenzel Jaksch, dem sudetendeutschen Sozialdemokraten und Vertriebenenpolitiker, gewidmet, dessen Beharren auf dem „Heimatrecht“ der Vertriebenen ihn insbesondere Mitte der 1960er Jahre in Opposition zur auf Aussöhnung mit den östlichen Nachbarn orientierten außenpolitischen Linie der SPD brachte. Nach seinem Unfalltod 1966 sei Jaksch als „unzeitgemäßer Sozialdemokrat“ recht schnell von seiner Partei vergessen worden. Dieser Beitrag steht an hervorgehobener Stelle im Tagungsband – die Platzierung dient gewissermaßen als Ausgleich dafür, dass die sudetendeutschen Probleme gegenüber denen der polnischen Vertreibungsgebiete in vorliegendem Band eine geringere Rolle spielen. Dem eher auf eine politische Biografie zielenden Jaksch-Beitrag stellt Matthias Stickler eine Biografie Herbert Czajas zur Seite. Er versucht dieser komplizierten Persönlichkeit gerecht zu werden. Dabei zeigt sich, welchen Balanceakt der Bund der Vertriebenen (BdV) unter Czajas Ägide zwischen Akzeptanz der Ostverträge und dem „Recht auf Heimat“ vollführt hat. Dass die bedingungslose Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze von Czaja als persönliche Niederlage erlebt worden ist, wird

nachvollziehbar. Ob sich jeder Leser dem Urteil St.s anschließen wird, es sei ungerecht, Czaja „wegen seiner unbequemen Prinzipienfestigkeit als reaktionären Revanchisten abzustempeln“ (S. 62), bleibt für die Rezensentin eine offene Frage.

Detailliert beschreibt die Historikerin Małgorzata Świder die „Entgermanisierung Oberschlesiens“: Zwischen 1945 und 1947 verließ die deutsche Bevölkerung teils freiwillig ihre Heimat Richtung Westen, teils wurde sie zum Bleiben animiert, „um die Wirtschaft intakt zu halten“ (S. 70). Die polnischen Behörden starteten eine Verifizierungskampagne, in der sich Schlesier als polnische Staatsbürger bekennen und im Land bleiben konnten. Die zweite Welle der „Entgermanisierung“ (1947-1950) sei Ergebnis der veränderten politischen Großwetterlage sowie Abwehrreaktion gegenüber einer sich etablierenden deutschen Minderheit gewesen. Ś. stellt dar, wie den „Deutschen“ ihre Identität auch mithilfe einer Polonisierung der Eigennamen genommen worden sei – ein lesenswerter Aufsatz, der einerseits antipolnische Ressentiments in Deutschland erklärt, andererseits polnische Ängste vor dem mächtigen Nachbarn im Westen verständlich macht.

Andreas Kosserts Aufsatz „Kalte Heimat“ wird am Thema „Flucht und Vertreibung“ Interessierte an die gleichnamige Schrift von 2008 erinnern. Ob jeder Leser der Forderung zustimmen kann, die aus den historischen deutschen Ostgebieten Vertriebenen „endlich als Opfer zu begreifen, die nicht nur unter Flucht, Vertreibung und Heimatverlust gelitten haben, sondern vor allem auch von ihren deutschen Landsleuten wie Aussätzige behandelt wurden“ (S. 97), sei dahingestellt; kann doch von einer generellen Diffamierung der Flüchtlinge in der neuen „Heimat“ so nicht die Rede sein.

Auf einen interessanten Bereich deutsch-deutscher Kontroversen kommt Christian Lotz in seinem Aufsatz über die Landsmannschaft Schlesien zu sprechen. In der SBZ/DDR zunächst als ein auf Grenzrevision hoffender „Revanchistenverband“ unter Generalverdacht gestellt, habe die Landsmannschaft Schlesien einen Wandlungsprozess vollzogen, für den Lotz vier Faktoren verantwortlich macht: erstens die zunehmende Integration der Vertriebenen in der neuen Heimat. Zweitens wurden Hoffnungen auf Rückkehr schon zehn Jahre nach Kriegsende unrealistisch, da drittens bei den westlichen Verbündeten die Revision der deutschen Ostgrenzen keine Option mehr dargestellt habe, und viertens rückte die juristische Abrechnung mit deutschen Kriegsverbrechern die Vorgeschichte von Flucht und Vertreibung ins öffentliche Bewusstsein.

Mit der fünfzigjährigen Geschichte des BdV setzt sich Matthias Finster auseinander und kommentiert die veränderte Akzentsetzung und den schwindenden politischen Einfluss des Bundes seit den 1980er Jahren: „Daher wurde eine Aufgabe benötigt, die dem BdV eine neue Legitimation gab, sich weiterhin als einflussreicher und zukunftsfähiger Verband zu präsentieren“ (S. 151). Das ist offenbar mit der Forderung nach einem Zentrum gegen Vertreibungen gelungen. Ob es opportun ist, den tschechischen und polnischen Nachbarn „mehr Gelassenheit im Umgang mit den Vertriebenenverbänden“ (S. 154) anzuraten, sei dahingestellt. Jan Piskorski schreibt über „Zwangsmigration im Kontext des Zweiten Weltkriegs“ und thematisiert Rachegefühle der autochthonen Bevölkerung nach der militärischen Niederlage der deutschen Besatzer Osteuropas sowie von einer allgemeinen Verrohung, die auch jene zu spüren bekamen, die nicht zu den Tätern gehört hatten.

Mit dem posthum publizierten Aufsatz des Vorsitzenden der Ranke-Gesellschaft, Michael Salewski, endet der Band. Er stellt einen ganz eigenen Diskussionsbeitrag zum Thema „Zeitzeugenbericht versus Geschichtswissenschaft“ aus der Feder des in Königberg geborenen Historikers dar. Sein Credo: „Da alle Geisteswissenschaft per definitionem des Geistes nur subjektiv sei kann, wäre es unsinnig, das Subjekt auszublenden, und umso mehr, als dieses Subjekt sich immer automatisch selbst bespiegelt“ (S. 177). Die eigene Biografie befragend, kommt er zu dem Schluss, dass gerade Heimatvertriebene überzeugte Europäer der ersten Stunde geworden seien; eben weil sie „in eigener Scholle nicht verwurzelt waren“ (S. 193).

Insgesamt liest man den Band mit Gewinn; nicht immer mit Zustimmung. Aber gerade in der Vielfalt der Stimmen und Meinungen zeigt sich das Unabgeschlossene dieses Themas.

Plzeň

Elke Mehnert

Ordnung und Sicherheit, Devianz und Kriminalität im Staatssozialismus. Tschechoslowakei und DDR 1948/49-1989. Hrsg. von Volker Zimmermann und Michal Pullmann. (Bad Wiessee Tagungen des Collegium Carolinum, Bd. 34.) Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen 2014. VI, 420 S., graph. Darst. ISBN 978-3-525-37308-8. (€ 69,99.)

Der Sammelband geht auf eine Jahrestagung des Collegium Carolinum zurück, die vom 3. bis 6. November 2011 in Bad Wiessee stattgefunden hat. Die achtzehn Beiträge bieten ein breites Panorama der verschiedenen Formen von Devianz bzw. Kriminalität sowie ihrer Bekämpfung in der Tschechoslowakei und der DDR. Wie die beiden Hrsg. im einführernden Beitrag betonen, sollte laut Theorie im Sozialismus die Kriminalität endgültig überwunden werden. Marxisten gehen davon aus, dass der Mensch sich aufgrund von sozialen Nöten und gesellschaftlicher Ungerechtigkeit unmoralisch bzw. unsozial verhält. Da in einer sozialistischen Gesellschaft die ökonomischen Faktoren asozialer Handlungen theoretisch aufgehoben sind, sollte dort die Kriminalität allmählich verschwinden. Der Neue Mensch, der Entfremdungen nicht kennt, verhält sich gerecht und solidarisch. Die Realität in den realexistierenden sozialistischen Ländern sah jedoch anders aus. Die anhaltende Kriminalität, die es nicht geben sollte, wurde jetzt als Devianz bzw. als abnormales Verhalten betrachtet und als solches mittels Überwachung sowie Disziplinierungsmaßnahmen hart bekämpft. Mit dem „asozialen Verhalten“ wurden sowohl „Unruhestifter“, „Schmarotzer“ und „Hooligans“ als auch „Außenseiter“ sowie Sinti und Roma assoziiert und aus diesem Grund verfolgt (S. 3, 50).

Im ersten Teil des Buches werden in den Aufsätzen von Thomas Lindenberger, Michal Pullmann und Volker Zimmermann die für die DDR und die Tschechoslowakei spezifischen Ausformungen des staatlichen Versprechens eines ruhigen und sicheren Lebens für die Angehörigen der „ordentlichen“ Mehrheitsgesellschaft erörtert. In den beiden Ländern starb der Staat nicht aus, wie von der marxistischen Theorie angenommen. Er wurde im Gegenteil aufgebläht und laut Lindenberger zum Erben des alten kontinentaleuropäischen Polizeistaats. Eine Militarisierung der Gesellschaft setzte ein, nicht zuletzt um die durch Aufstände herausgeforderte Herrschaft der sozialistischen Parteien zu verteidigen und zu garantieren. Darüber hinausgehend wurde Sicherheit als die Voraussetzung der ersehnten wirtschaftlichen Entwicklung gesehen. Dies führte dazu, dass alle, die in irgendeiner Weise die vom Staat definierte Normalität und die sozialistische Ordnung in Frage stellten, als Kriminelle gebrandmarkt und verfolgt wurden. Es kam zu einer Hypertrophie polizeilicher Aufgabenbereiche und Polizeiorgane. 1990 waren in der DDR fast zweieinhalb Mal mehr uniformierte Polizisten tätig als in der Bundesrepublik (818 gegenüber 347 auf 100 000 Einwohner). Dazu kamen noch mehr als 90 000 hauptamtliche Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit (S. 15). Das Versprechen von öffentlicher Ruhe wurde, so Pullmann, zur wahren Ideologie des realexistierenden Sozialismus. Im Alltag herrschte aber eine alltägliche Gewalt in Form von Vandalismus, Körperverletzung, Erpressung, Korruption, Diebstahl öffentlicher Güter und Drogenkonsum. Zimmermann zeigt, dass die Kriminalitätsstatistiken je nach politischen Erfordernissen neu „justiert“ wurden (S. 61). Angesichts anhaltender Verbrechen gingen die Kriminologen der DDR von einer „Relikttheorie“ zu einem „Widerspruchsansatz“ über (S. 65): Die Kriminalität wurde nicht weiter als ein Relikt aus der Vergangenheit, sondern als Ergebnis von Widersprüchen in der Zwischenphase vom Kapitalismus zum Kommunismus angesehen.

Im zweiten Teil werden die „sozialistischen Ordnungshüter“ als Teil des Herrschaftsmechanismus untersucht. Die von Tobias Wunschik erwähnte Durchdringung der Volkspolizei durch die Staatssicherheit war seiner Auffassung nach die logische Folge der

Transformation der Kriminalität in politische Devianz. Selbst angeblich unpolitische Handlungen konnten in diesem Kontext leicht zum Politikum werden. Da der Aufbau des Sozialismus eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe war, wurden zahlreiche Hilfspolizisten zur Bekämpfung der Kleinkriminalität und von Randgruppen, aber auch zum Schutz der Staatsgrenze eingesetzt, wie dem Aufsatz von Václav Šmídkal zu entnehmen ist.

Die Darstellung der Kriminalität und ihrer Bekämpfung in Kino- und Fernsehfilmen wird durch Petr Koura und Ciprian Cîrnia la genauer analysiert. Koura betont, dass der Krimi, obwohl anfänglich als „bourgeois“ und „dekadent“ kritisiert, sich auch im Sozialismus durchsetzen konnte, und Cîrnia la beschreibt die Rolle der Polizei im Film. Sie musste auch durch ihre angebliche Zurückhaltung einen Beitrag zur Bevölkerungserziehung leisten.

Die „Jugenddevianz“ ist Gegenstand mehrerer Beiträge. Matěj Kotlík, Christiane Brenner, Caroline Fricke, Esther Wahlen und Madeleine Tost widmen sich dem Kampf des Staates gegen Randgruppen (Rowdytum, Punk, usw.) und gegen junge Kriminelle in der DDR und der Tschechoslowakei. Auch die Rolle der evangelischen Kirche und die Ersetzung der Prävention durch Repression werden thematisiert. Mit der Frage nach dem Verfall der „sozialistischen Moral“ in Form von Diebstahl von öffentlichen Gütern und von Drogenkonsum beschäftigen sich Tomáš Vilímek und Jan Kolář. Martin Franc untersucht die Schikanen unter Jugendlichen in der Tschechoslowakei. Die zwei letzten Beiträge von Stanislav Holubec und Eva Pluhařová-Griegeně beschäftigen sich mit dem diskriminierenden öffentlichen Umgang mit Homosexualität in der Tschechoslowakei trotz früher Entkriminalisierung dieser sozialen Praxis.

Der Sammelband liefert zahlreiche Informationen zum Umgang sozialistischer Staaten mit einem Phänomen, das nach der marxistischen Theorie dem Sozialismus wesensfremd sein sollte – der Kriminalität, die in den Ländern des realexistierenden Sozialismus als politische Devianz umgedeutet wurde. Er ist innovativ, denn im Gegensatz zur politischen Repression, die für die Länder DDR und Tschechoslowakei schon recht gut aufgearbeitet worden ist, konzentriert man sich hier auf die Alltagsdevianz und Wirtschafts(klein-)kriminalität, zu denen einzelne Beiträge auch Grundlagenforschung liefern. Die meisten Beiträge sind lehrreich und informativ und durch zahlreiche Fußnoten und Literaturverweise gut belegt. Die Autoren bzw. Hrsg. hätten allerdings die langen deskriptiven Teile systematischer mit theoretischen Überlegungen anreichern sollen. So spielen im Sammelband Michel Foucaults Überlegungen zur Bio-Politik und zur Bio-Macht keine Rolle, obwohl im realexistierenden Sozialismus die Disziplinarmechanismen zur Kontrolle der Körper bei der Bekämpfung der Kriminalität eine zentrale Rolle spielten. Auch der enge Zusammenhang von Erziehung und Bekämpfung der Kriminalität durch die Schaffung des „neuen Menschen“ hätte man im Buch genauer beleuchten sollen. Obwohl sich Ausführungen dazu in kurzer Form in der Einleitung und den Fußnoten finden, hätte ein einführender Teil zum Stand der Forschung den vorliegenden Band aufgewertet. Ebenso hätten umfangreichere Statistiken zu den verschiedenen Formen von Kriminalität in beiden betrachteten Ländern (auch wenn diese unter Umständen international nicht vergleichbar und von offizieller Seite manipuliert worden sind) sowie abschließende Schlussbetrachtungen und ein Verzeichnis der wichtigen einschlägigen Literatur das Werk abgerundet.

Der Sammelband ist, wie so oft bei solchen Formaten, an Beispielen orientiert und bietet keinen systematischen Vergleich von Ländern und Zeiten, was aber auch in der Einleitung bemerkt und mit einem Verweis auf die kommende Forschung kommentiert wird. Wie die Hrsg. selbst schreiben, liefert der Band eher einen „Beitrag zur Erforschung der Gesellschaftsgeschichte des Sozialismus“ (S. 5). Und das wiederum tut er sehr gut, nicht zuletzt am Beispiel der weit verbreiteten Wirtschaftskriminalität und Korruption, dem „Diebstahl sozialistischen Eigentums“. Eindringlich wird hierbei beschrieben, wie das ungleiche Maß, mit dem Parteikader und gewöhnliche Bürger bei solchen Vergehen abgeurteilt wurden, in der Folge die gesellschaftliche Moral und das Vertrauen in die Institutionen schwer beschädigen musste. So bleibt es ein Verdienst der Tagung und des Sammel-

bandes, unser Wissen über das Verständnis von Kriminalität und die Art ihrer Bekämpfung in der Tschechoslowakei und in der DDR bereichert zu haben.

Rostock

Yves Bizeul

Rayk Einax: Entstalinisierung auf Weißrussisch. Krisenbewältigung, sozioökonomische Dynamik und öffentliche Mobilisierung in der Belarussischen Sowjetrepublik 1953-1965. (Historische Belarus-Studien, Bd. 2.) Harrassowitz. Wiesbaden 2014. 443 S., 30 graph. Darst. ISBN 978-3-447-10275-9. (€ 64,-.)

Unter welchen Vorzeichen fand die Entstalinisierung in den Sowjetrepubliken statt? Dieser Frage geht der Gießener Osteuropahistoriker Rayk Einax am Beispiel der Belarussischen Sowjetrepublik (BSSR) in seiner nun veröffentlichten Dissertation nach. Sie leistet einen wichtigen Beitrag für einen Forschungszweig, der noch in den Anfängen steckt: Bislang hat sich die Geschichtsforschung des Themas „Entstalinisierung“ vor allem grundsätzlich angenommen. Im Fokus der Wissenschaft standen Moskau und der von dort ausgehende Prozess politischer Veränderungen sowie dessen Auswirkung auf den gesamten Ostblock. Kaum Beachtung wurde bislang den spezifischen – und nicht allein politischen – Entwicklungen geschenkt, die in den verschiedenen Sowjetrepubliken während des Jahrzehnts nach dem Tode Josef Stalins zu beobachten waren.

E. legt überzeugend dar, dass gerade dieser Detailblick neue Erkenntnisse für das Verständnis des Phänomens Entstalinisierung hervorbringt. Seine Hauptthese lautet, dass die jeweiligen historischen und wirtschaftlichen Voraussetzungen in den Republiken der Entstalinisierung ihre regional ganz eigene Prägung gaben. Entstalinisierung versteht er damit als einen nicht einheitlichen Prozess. So arbeitet E. heraus, dass die Genossen in der BSSR – anders als etwa in der Ukrainischen SSR oder den baltischen Republiken – nach Stalins Tod nicht auf die nationale Karte setzten. Bemerkenswert eifrig sei vielmehr das Bestreben der Kommunistischen Partei von Belarus (KPB) gewesen, die Vorgaben aus Moskau zu erfüllen. Ihr Kalkül ging auf: Im Gegenzug wurde kräftig investiert, und die BSSR konnte so zu einer sozialistischen Vorzeigerepublik aufsteigen. Hieraus ergibt sich E.'s zweite These: Nur durch diesen unbedingten Sowjetpatriotismus gelang es der im Zweiten Weltkrieg verheerten, bis in die 1950er Jahre hinein selbst im Unionsvergleich wirtschaftlich äußerst rückständigen Republik an der Westgrenze der UdSSR, zu einer sowjetischen Erfolgsgeschichte zu werden (S. 144 ff.).

Mit seiner Arbeit will E. den Begriff „Entstalinisierung“ auf eine breitere Basis stellen. Demnach gehören nicht allein die politische Liberalisierung und das kulturpolitische Tauwetter dazu. Zu Recht greift ihm dieses Verständnis von Entstalinisierung als ein politisches Phänomen zu kurz. Vielmehr ist seine Arbeit als Themenquerschnitt angelegt, der in insgesamt neun Kapiteln auch wesentliche soziale und kulturelle Entwicklungen der Zeit einbezieht. Damit geraten Phänomene der Ära Chruschtschow in den Blick, die bislang kaum im Zusammenhang mit Entstalinisierung untersucht worden sind: die Urbanisierung und Industrialisierung der 1950er und 1960er Jahre, das Aufkommen eines bescheidenen Wohlstands breiter Bevölkerungsschichten, die schwierige Integration der freigelassenen Gulag-Häftlinge, die Reaktion der Partei auf Unzufriedenheit im Volk sowie die vom Politbüro in Moskau forcierten Kampagnen gegen Kirche und Religion und ihre Konsequenzen.

Anhand von sechs Fallbeispielen untersucht E., wie sich die Veränderungsprozesse, die in Moskau eingeleitet wurden, in der BSSR ausgewirkt haben. Dabei zeichnet er das Bild eines langanhaltenden und starken Gefälles zwischen den Lebensverhältnissen in Ost und West sowie zwischen Stadt und Land. Die Modernisierung und die damit verbundenen Aufstiegsmöglichkeiten, die sich in den rasant wachsenden Städten boten, waren jedoch, so seine dritte These, die Grundlage für die Stabilität und Linientreue der belarussisch-sowjetischen Gesellschaft. Die Aussicht auf einen bescheidenen Wohlstand sorgte dafür, dass die Brüche, die mancherorts im Zuge der Entstalinisierung auftraten, rasch überdeckt

werden konnten. Stabilität und Aufstieg waren die obersten Ziele von Parteiführung und Gesellschaft (S. 163).

Seinem in der Einleitung erklärten Ziel, keine Nationalgeschichte der BSSR zu schreiben (S. 14), wird E. durchweg gerecht. Er unterliegt nicht der Versuchung, aus den politischen und gesellschaftlichen Besonderheiten der BSSR eine genuine Geschichte abzuleiten. Vielmehr bleibt jederzeit klar, dass das Interesse der politischen Führung der KPb darin bestand, innerhalb des Unionsrahmens das Beste für die eigene Republik herauszuholen. Dementsprechend lautet seine vierte These, dass es diese unbedingte, nie in Frage gestellte Verortung innerhalb der UdSSR gewesen sei, die das Spezifikum der Entwicklung der BSSR während und nach der Entstalinisierung ausgemacht habe (S. 158).

Die Ergebnisse der meisten Fallbeispiele beruhen auf eigenen Archivrecherchen und stellen damit neu erschlossenes Material dar. Dabei geht E.' Arbeit weit über eine Zusammenfassung hinaus. Vielmehr vermitteln die Zitate aus Versammlungsprotokollen, Schmierereien auf Wahlzetteln und Einblicke in die Verdienstmöglichkeiten von Kirchengemeinden einen sehr plastischen und immer wieder amüsant zu lesenden Eindruck des Alltagslebens in der BSSR. Illustriert wird dies durch Grafiken und Fotos, von denen man sich durchaus mehr gewünscht hätte, da sie die atmosphärisch dicht geschriebenen Schilderungen sinnvoll ergänzen. Ebenfalls positiv zu erwähnen ist die sehr umfangreiche Literaturliste, die nachfolgenden Forschern eine gute Grundlage bietet. Einzig: Mitunter geraten E. die Fallbeispiele zu lang. Im Kapitel über die Religionspolitik Chruščëvs hätte es nicht geschadet, sich kürzer zu fassen.

Auf der letzten Seite schlägt E. dann den Bogen bis in die Gegenwart. Ist es also die Epoche der Entstalinisierung, die den Schlüssel zum Verständnis der gegenwärtigen – und für westeuropäische Beobachter immer wieder bizarr-sowjetnostalgisch anmutenden – Einstellung vieler Menschen in der Republik Belarus bietet? Liegt der Grund für die Fixierung vieler Belarussen auf soziale Sicherheit, und sei diese auch noch so dürftig, in der tradierten Erfahrung des Aufstiegs der Chruščëv-Jahre? E. stellt diesen Zusammenhang nicht als zwingend, aber als wahrscheinlich dar. Auf Protestveranstaltungen „brachte die Mehrzahl der Belarussen [...] zum Ausdruck, dass sie sich nach einem Status quo zurücksehnten, der – vor dem Hintergrund aktueller Entwicklungen – einst, d.h. beginnend mit Chruščëvs Entstalinisierung, vermeintlich politisch stabile Verhältnisse, rasches wirtschaftliches Wachstum, föderales Prestige und einen erklecklichen individuellen Lebensstandard bedeutet hatte“ (S. 398). Es bleibt zu hoffen, dass sich Forscher benachbarter Disziplinen wie Soziologie oder Politikwissenschaft anschicken, diese These bald zu überprüfen.

Esslingen

Annegret Jacobs

Karel Vodička: Die Prager Botschaftsflüchtlinge 1989. Geschichte und Dokumente. Mit einem Prolog von Hans-Dietrich Genscher sowie unter Mitarbeit von Jan Gülzau und Petr Pithart. (Berichte und Studien / Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung e.V. an der TU Dresden, Bd. 67.) V & R unipress. Göttingen 2014. 453 S., Ill. ISBN 978-3-8471-0345-5. (€ 39,99.)

Der Boom der Literatur über den Zusammenbruch der DDR hält an. Die hier besprochene Untersuchung befasst sich mit einem zentralen Aspekt dieses Zusammenbruchs, den Prager Botschaftsflüchtlingen. Ihr vorangestellt ist ein Prolog Hans-Dietrich Genschers, der das diplomatische Tauziehen in den Tagen und Stunden vor der ersten Ausreisewelle der DDR-Flüchtlinge aus der Prager Botschaft der BRD am 30. September 1989 schildert. Im Hauptteil des Buches analysiert Karel Vodička – nach einem Überblick über die Entwicklung der kommunistischen Diktaturen DDR und ČSSR von den 1970er Jahren bis 1989 – die Fluchtbewegung aus der DDR vor allem nach Ungarn und in die Botschaften der BRD in Prag und Warschau vom Januar 1989 bis zum Kollaps des Sowjetsozialismus und dem Fall der Berliner Mauer. Die Darstellung des Massenexodus im

engeren Sinne ist verknüpft mit zahlreichen Hinweisen auf den Wandel des gesellschaftlichen Klimas in der DDR und der ČSSR sowie auf die diplomatisch-politischen Entscheidungsprozesse in den beteiligten Machtzentren in Ostberlin, Bonn, Moskau, Prag, Budapest, Warschau und New York (UNO). Insgesamt entsteht so ein differenziertes Bild des Verlaufs der Fluchtbewegung auf einer breiten Quellengrundlage. Ein Großteil der benutzten Quellen wird im vollen Wortlaut abgedruckt (S. 301-436). Vervollständigt wird die Darstellung der Fluchtbewegung durch einen Beitrag des tschechischen Politikers Petr Pithart über die Rückwirkung des Flüchtlingsdramas in der Prager Botschaft der BRD auf die Formierung des antikommunistischen Widerstandes in der ČSSR und eine Untersuchung des Autors Jan Gü lz a u s zu den gescheiterten Fluchtversuchen an den Staatsgrenzen der ČSSR und der DDR seit den 1970er Jahren.

Das Verdienst der Arbeit liegt darin, dass in der Problematik der Prager Botschaftsflüchtlinge die Agoniestadien der DDR und der ČSSR konsequent zusammengeführt werden – im Hinblick sowohl auf die Mobilisierung der Bevölkerung gegen den Staatssozialismus als auch auf die politischen Strategien der Machtzentren in beiden Ländern. Diesem methodischen Gewinn steht gegenüber, dass sich der Vf. an das Muster eines Untergangsszenarios hält, das seine methodisch-konzeptionellen Tücken hat. Wenn sich dieses Muster dennoch wie von selbst fortschreibt, dann deshalb, weil das Thema förmlich dazu einlädt.

Die Zeitgeschichte hat es wegen der geringen zeitlichen Distanz zu ihrem Gegenstand meistens mit einem unübersichtlichen Terrain zu tun. Anders im vorliegenden Fall. Der Zusammenbruch der DDR (und des sowjetsozialistischen Imperiums überhaupt) steht fest, zu benennen sind nachträglich nur noch die Indikatoren dieses Untergangs. V. zählt, wie allgemein üblich, das Wirtschaftssystem der DDR (wie auch der ČSSR) zu diesen Indikatoren. Für die 1970er und 1980er Jahre vermutet er in diesem ein „Kollabierungspotential“, das den Zusammenbruch unausweichlich machte. Ein Blick in die Literatur der 1980er Jahre zeigt eine andere Sicht: Die DDR galt als wirtschaftlich stabil, und das war offenbar kein oberflächlicher Eindruck angesichts dessen, dass die westdeutsche Industrie in dieser Zeit zahlreiche DDR-Betriebe in beträchtlichem Ausmaß als „verlängerte Werkbank“ nutzte.

Aus einer finalisierenden Betrachtungsweise lässt sich mühelos der (vordergründige) Gewinn einer „geschlossenen“ Argumentation ziehen. Unter der Hand verwandelt sich dabei freilich die Geschichte der DDR in einen teleologischen Prozess, den nur noch das andere Vorzeichen von der marxistisch-leninistischen Teleologie unterscheidet. Um diese methodologische Sackgasse zu vermeiden, spricht einiges dafür, auch die nicht verwirklichten, verschütteten Alternativen in der Entwicklung der Realsozialismen nicht einfach wegzuzaubern. Am Beispiel der ČSSR kann man das zeigen.

V. nimmt an, dass sich im Zerfallsprozess der ČSSR die Hoffnungen und Sehnsüchte der Volksmassen in steigendem Maße auf die „echte“ parlamentarische Demokratie und die wirtschaftliche Effektivität des Westens richteten. Auch hier glättet der Vf. gehörig und argumentiert vom Ende her, von der Einbeziehung des Landes in die gesellschaftlich-politischen Strukturen Westeuropas. Er beruft sich zwar immer wieder emphatisch auf den Mann auf der Straße, aber was dieser tatsächlich dachte, erfährt der Leser nicht. Repräsentative Umfragen während der „samtenen Revolution“ im November und Dezember 1989 ergaben, dass jeweils drei Prozent der Bevölkerung für den „kapitalistischen Weg“ als künftiges Gesellschaftsmodell der ČSSR optierten, 47 bzw. 52 Prozent für „etwas zwischen Kapitalismus und Sozialismus“. Das will nicht so recht in die Ausführungen des Vf. zur Befreiung vom kommunistischen Joch passen. Es zeigt vielmehr, dass sich die Etablierung kapitalistischer Gesellschaftsverhältnisse in der postkommunistischen Tschechoslowakei über den Köpfen einer weitgehend mediatisierten Bevölkerung vollzog und vor allem den Zwängen der internationalen Machtverhältnisse folgte, die „etwas zwischen Kapitalismus und Sozialismus“ nicht zuließen. Der politische Entmutigungseffekt, den das zur Folge hatte, artikuliert sich seitdem nicht nur – wie bei den Regionalwahlen 2012 – in kommunistischen Protestvoten.

Am politikgeschichtlichen Ansatz der Untersuchung sind nicht nur zweckvolle „Begründungen“ der gesellschaftlichen Bewegung zu kritisieren. Unergeblich ist dieser Ansatz deshalb, weil er sich dem offiziellen westlichen politischen Diskurs in der Auseinandersetzung mit dem Sowjetsozialismus völlig unterwirft. Es ist eine Sache, in dieser Auseinandersetzung Position zu beziehen. Eine andere ist, ob diese Position dadurch gewonnen werden kann, dass man den Diskurs einer Konfliktpartei nur noch einmal affirmativ nachvollzieht – von den kleinsten semantischen Details bis hin zu einer (eher komisch wirkenden) Siegespose angesichts des Zusammenbruchs des Sowjetimperiums. Max Frisch hat einmal von der „Verbravung“ des Schriftstellers gesprochen, der sich allzusehr mit spezifischen politischen Interessen identifiziert. Die vorliegende Untersuchung bestätigt das nur zu deutlich: So kostet es V. sichtlich einige Überwindung, Flunkereien der politischen Spitzenakteure – hier: Genschers – auch Flunkereien zu nennen (S. 42).

In den semantischen und argumentativen Fußstapfen der politischen Autoritäten kann V. die historische Bedeutung des Komplexes „Botschaftsflüchtlinge“ nicht hoch genug veranschlagen. Im Anschluss an zahlreiche einschlägige Verlautbarungen bundesdeutscher Politiker streicht er zunächst das menschliche Moment der Politik der Bundesregierung und der Unterstützungsaktionen des Auswärtigen Amtes für die DDR-Flüchtlinge heraus. Für die Gesamteinschätzung des Komplexes übernimmt V. ein Wort Genschers, das zugleich das Motto des Buches ist: Die Fluchtbewegung aus der DDR, so Genscher, habe sich schließlich in einen „Urstrom der Geschichte“ verwandelt. Zu dieser vollmundigen Botschaft abschließend zwei Anmerkungen.

Das menschliche Moment in der Politik der BRD war auch Kalkül: Hilfe und Unterstützung galten Flüchtlingen, aus denen man erheblichen politischen Nutzen ziehen konnte und wollte. Wo das nicht der Fall ist, wird Menschlichkeit gegenüber Flüchtlingen bekanntlich eher klein geschrieben. Die Rede vom „Urstrom der Geschichte“ suggeriert eine Bedeutung der Fluchtbewegung aus der DDR, die weit über das von ihr betroffene Territorium hinausgeht. Legt man diese breitere Perspektive zugrunde, und das müsste dann heißen: die durch Armut, Vertreibungen und Krieg hervorgerufenen weltweiten Flüchtlingsströme der Gegenwart, haben wir es – überflüssig zu betonen – mit einer ganz anderen Quantität und Qualität des Flüchtlingsproblems zu tun. Dessen Dimensionen sind schon an den Grenzfestungen zu erkennen, die dagegen errichtet werden. Der Drahtzaun zwischen Ungarn und Österreich, den die Außenminister beider Länder am 27. Juni 1989 bei Sopron und Klingenbach durchschnitten, reichte wenig über die Köpfe der beiden Politiker hinaus. Die Hightech-Zäune der spanischen Enklaven Ceuta und Melilla in Nordafrika, die den Flüchtlingsstrom aus Afrika nach Europa aufhalten sollen, erreichten 2011 die stattliche Höhe von sechs Metern.

Moosburg

Peter Heumos

The Maidan Uprising, Separatism and Foreign Intervention. Ukraine's Complex Transition. Hrsg. von Klaus Bachmann und Igor Lyubashenko. (Studies in Political Transition, Bd. 4.) Lang, Frankfurt am Main 2014. 523 S., graph. Darst. ISBN 978-3-631-65456-9. (€ 64,95.)

Die Ereignisse in der Ukraine und in Russland seit November 2013 und die konsequente Inkorporierung der Krim in den russischen Staat im März 2014 haben die Einstellung Polens zur Ukraine und den Ukrainern stark beeinflusst, wie die Umfragen eines polnischen Meinungsforschungsinstituts aus dem Jahr 2014 eindeutig gezeigt haben. Im Gegensatz zu Tschechien, das nicht an die Ukraine grenzt und überwiegend die Moskauer

Interpretation der Ereignisse in der Ukraine vertritt², unterstützte Polen von Beginn der Krise an ganz entschieden den ukrainischen Nachbarn.³

Diese Unterstützung kommt auch in dem hier zu besprechenden, von Klaus Bachmann und Igor Lyubashenko hrsg. Sammelband zum Ausdruck. Schon die Tatsache, dass 10 der 17 beteiligten Autoren polnische Institutionen vertreten, ist ein starkes Signal für die Relevanz des Themas in Polen. Die meisten Aufsätze stammen von Politikwissenschaftlern, Soziologen, Wirtschaftswissenschaftlern, Historikern und Juristen. Aber auch Journalisten, politische Aktivisten sowie andere Experten und Entscheidungsträger haben sich beteiligt. Sie schildern und analysieren die Ereignisse in der Ukraine vor den Präsidentschaftswahlen am 25. Mai 2014. Thematisiert werden sowohl die innenpolitische Lage in der Ukraine als auch deren Außenbeziehungen, insbesondere die zu Russland, den USA und Polen. Bachmann und Lyubashenko, beide Politikwissenschaftler, betonen in ihrer Einleitung, sie hätten sich für dieses Buchprojekt entschieden, als zahlreiche Politiker und Intellektuelle in Deutschland Sanktionen gegen Russland mit dem Argument vereiteln wollten, das „Regime in Kiew“ sei faschistisch. Dies trifft nach Überzeugung der Hrsg. und Beiträger ebenso wenig zu wie die Behauptung, die Ukraine sei „niemals ein richtiger Staat“ (S. 8) gewesen. Durch solche Äußerungen habe man die Existenz der ukrainischen Nation infrage gestellt. Einige deutsche Fernsehkommentatoren hätten sogar die Meinung vertreten, die Krim habe schon immer zum russischen Staat gehört.

Das Ziel der Hrsg. ist es, den Lesern genug Hintergrundinformationen zu geben, um ihnen das Verständnis und die angemessene Beurteilung der Ereignisse in der Ukraine und in Russland sowie der Reaktionen darauf in anderen Ländern zu erleichtern (S. 10). Im Folgenden werden zwei Aufsätze besprochen, die sich mit der Rolle Polens für die ukrainische Freiheitsbewegung beschäftigen.

Spasimir Domaradzki, Politikwissenschaftler an der Lazarski-Universität in Warschau, analysiert die Reaktion der NATO und der EU auf die Ukraine-Krise. In seinem Beitrag kommt das besondere Engagement Polens als direkter Nachbar zum Ausdruck. Schon 1995, also bereits vor dem Beitritt Polens zur NATO im Jahr 1999, beschlossen die Ukraine und Polen die Gründung eines multinationalen Bataillons der Friedenskräfte (POLUKRBAT). Trotz zahlreicher Widerstände, insbesondere seitens linker ukrainischer Politiker, die diese Initiative als antirussischen Akt ansahen, wurde das Bataillon bis 2010 im Kosovo eingesetzt. Domaradzki schildert, wie sehr nach der Orangen Revolution die Unterstützung in der Ukraine für die NATO zunahm und wie eindeutig der Wunsch nach einer Mitgliedschaft in dem Verteidigungsbündnis wurde. Die gescheiterten amerikanisch-polnischen Bemühungen, die NATO-Mitgliedschaft der Ukraine rasch herbeizuführen, hätten zur Abkühlung der Beziehungen zwischen Kiew und Brüssel beigetragen. Auch auf dem Gebiet der Beziehungen zwischen der Ukraine und der EU habe Polen, nach seinem EU-Beitritt im Mai 2004, besonders großes Engagement gezeigt. Der entscheidende Grund dafür sei seine neue EU-Außengrenze mit der Ukraine gewesen. Trotz intensiver polnischer Bemühungen, günstige Bedingungen für die Ukraine zu erreichen, die die rasche Unterzeichnung eines Assoziierungsabkommens ermöglicht hätten, scheiterte der Prozess. Domaradzki zeichnet ein nüchternes Bild der Deeskalation der Ukraine-Krise: Auch die äußerst aktive europäische Nachbarschaftspolitik, als deren besondere Unterstützer Schweden und Polen gelten, sowie das Engagement der Außenminister Deutschlands, Frankreichs und Polens zugunsten einer Deeskalation des Konflikts zwischen Russland und der Ukraine führten zu keinen konkreten Ergebnissen. Ein Hindernis sieht der Autor in

² Vgl. PETR KRATOCHVÍL: Von Falken und Russlandfreunden. Die tschechische Debatte über die EU-Sanktionen, in: Osteuropa 64 (2014), 9-10, S. 67-78.

³ Vgl. THOMAS VOGEL: Überforderung und Desinteresse. Die EU, die Nachbarschaft und die Ukraine, ebenda, S. 51-65, hier S. 57.

den unterschiedlichen Positionen, die einzelne EU-Mitgliedsländer im Blick auf die Ukraine vertreten: Während Polen als überzeugter Vertreter der ukrainischen Position gelte, warnten zahlreiche EU-Mitglieder vor einer allzu starken Ausgrenzung Russlands.

Maria Przełomieć, Journalistin und Expertin für die postsowjetische Region, schildert in ihrem Beitrag, wie stark das Engagement Polens für die proeuropäischen Aspirationen der Ukraine zuletzt immer gewesen sei. Daraus resultiere die eindeutige Unterstützung der Maidan-Bewegung. Als Verteidiger der ukrainischen Europa-Aspirationen sei Polen über die Entscheidung des ehemaligen ukrainischen Präsidenten Viktor Janukovyč, das Assoziierungsabkommen mit der EU nicht zu unterschreiben und anschließend nach Russland zu fliehen, besonders bestürzt gewesen. Der Anspruch Polens, als Experte für Beziehungen zu Osteuropa aufzutreten, sei nach diesem Desaster in Frage gestellt worden. Przełomieć schildert die enorme Unterstützung seitens polnischer Politiker, der Bevölkerung und Medien – aus dem linken wie rechten Spektrum – für die ukrainische Freiheitsbewegung. Ihre Erklärung für diesen breiten Konsens lautet, dass die Bindungen zwischen Polen und der Ukraine nach 1989 prägender gewesen seien als die polnisch-ukrainischen Konflikte während und nach dem Zweiten Weltkrieg.

Das Buch ist insbesondere Ukraine-Kennern zu empfehlen. Es ist analytisch und interdisziplinär. Man muss allerdings betonen, dass die proukrainische Perspektive in den meisten Beiträgen deutlich überwiegt. Den Grund für diese einseitige Betrachtung nennen die Hrsg. in ihren abschließenden Ausführungen: Der russischen Regierung sei es gelungen, durch Kontrolle, Steuerung und Bezahlung russischer Medien die russische Gesellschaft, aber auch andere Länder einseitig zu ihren Gunsten zu beeinflussen. Anstatt das Wissen über die Geschichte und Politik der Ukraine wie Russlands zu vermehren, beherrschten heute zahlreiche Stereotype über die Ukraine das öffentliche Bild. Beispielsweise hätten in Tschechien einige Medien behauptet, niemand habe die Ukrainer gefragt, ob sie lieber in einer unabhängigen Ukraine oder in der Sowjetunion leben wollten. Einige deutsche Kommentatoren hätten argumentiert, die Krim habe sowieso erst seit 1954 zur Ukraine gehört. Die Mischung aus autoritären Werten, Nationalismus und militärischer Expansion, die Vladimir Putin auch mittels der Schau gestellter Männlichkeit repräsentiere, habe in der europäischen Rechten Zuspruch gefunden. Auf diese Verzerrungen und Falschdarstellungen wollen die Hrsg., mit Hilfe von konkreten Fakten und Analysen, eine Antwort geben. Zum Schluss geben sie ihrer Zuversicht Ausdruck, dass die Ukraine, nach der Krise, als ein Nationalstaat mit funktionierenden Institutionen, sicheren Grenzen und intensiven Beziehungen zu Westeuropa dastehen werde. Die Frage, ob die Nation auch eine liberale, pluralistische Demokratie haben werde, lassen sie jedoch offen.

Sehr praktisch ist die Zeitleiste von Iryna Havdiak und Artur Inderike, die die Ereignisse seit dem Beginn der Verhandlungen zwischen der EU und der Ukraine im März 2007 bis zu den Präsidentschaftswahlen in der Ukraine am 25. Mai 2014 darstellt. Eine Bibliografie, ein mehrsprachiges Glossar der Ortsnamen sowie Kurzbiografien der Autoren beschließen den Band.

Sønderborg

Katarzyna Stokłosa

Tradition und Neuanfang. Forschungen zur Geschichte Lettlands an der Wende vom 20. zum 21. Jahrhundert. Kleine Festschrift für Erwin Oberländer. Hrsg. von Svetlana Bogojavlenska und Jan Kusber. (Mainzer Beiträge zur Geschichte Osteuropas, Bd. 7.) LIT. Berlin u.a. 2014. 238 S., Ill. ISBN 978-3-643-12732-7. (€ 29,90.)

In der Vergangenheit waren das Baltikum und damit auch das Gebiet des heutigen Lettland zahlreichen politischen und gesellschaftlichen Brüchen unterworfen. Dementsprechend musste sich auch die Geschichtsschreibung zur Region ständig an neue Rahmenbedingungen anpassen, ihre Grundlagen und Prämissen neu klären und sich zu historischen Ereignissen neu positionieren. Dieser Prozess ist auch heute, 25 Jahre nach dem letzten großen Bruch, der Erlangung der Unabhängigkeit Lettlands, noch nicht abgeschlossen.

Wie kaum ein anderer hat Erwin Oberländer in den zurückliegenden Jahrzehnten die Geschichtsforschung zur Region begleitet und geprägt. Ihn ehrt der vorliegende Sammelband anlässlich seines 75. Geburtstags 2012.

Beigetragen haben zu der Aufsatzsammlung vor allem Weggefährten und Schüler/innen Oberländers aus Riga und Mainz. Die enthaltenen Beiträge fokussieren zentrale Themenkreise der derzeitigen Lettlandforschung: 1. Nation und Staat, 2. Okkupation und Russifizierung, 3. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik. Ziel des Mithrsg. Jan Kusber ist es dabei, mit dem Band die Überwindung „überkommener Narrative“ anzuregen und die lettische Geschichte in ihren „Verflechtungen und Kontexten aufzuarbeiten“ (S. 12). Vor allem über politisierte und nationale Sichtweisen gelte es hinauszukommen.

Mit Historiografiegeschichte, Erinnerungskultur und Geschichtspolitik setzen sich insbesondere die Beiträge von Detlef Henning, Ilgvars Butulis, Ilgvars Misāns und Valters Nollendorfs auseinander. H. zeigt die Wurzeln der stark ideologisierten lettischen Geschichtsforschung auf. Bereits eines der frühesten die Letten als historisches Subjekt wahrnehmenden Werke, die *Die Letten* von Garlieb Merkel (1796), war ursprünglich als politisches Traktat angelegt. Anregend sind H.s weiterführende Fragen nach dem Funktionieren der Geschichtswissenschaft in der Sowjetära: den Kontinuitäten zwischen bürgerlich-nationaler und sowjetlettischer Geschichtsforschung sowie den Mechanismen der Beeinflussung von Personen, Themen und Interpretationen ab den 1940er/50er Jahren. M. legt dar, dass die lettische Geschichtsforschung noch heute stark von nationalen Denkkategorien geprägt ist. Gleichzeitig bemühe sich ein Teil der Historiker darum, die Perspektive zu weiten sowie kultur-, sozial- und alltagsgeschichtliche Ansätze einzubeziehen. Die Spaltung der lettischen Geschichtswissenschaft habe der lettische Historikerkongress 2011 vor Augen geführt. B. und N. umreißen die hauptsächlichen Konfliktzonen der Geschichtsforschung zu Lettland. B. stellt in seinem Aufsatz neuere Werke zum autoritären Regime Kārlis Ulmanis' vor, wobei er vor allem zwei von russischer Seite vorgelegten Publikationen vorwirft, aktualisierte geopolitische Interessen zu vertreten (S. 179 ff.). N. sieht als Aufgabe des Okkupationsmuseums in Riga nicht nur die „Vermittlung akademisch recherchierter Geschichtsinterpretation“, sondern auch die Widerlegung von „verbreiteten [...] geschichtlichen Mythen, Stereotypen und Fälschungen“ an, womit wohl vor allem sowjetisch-russische Sichtweisen gemeint sind (S. 213).

Benjamin Conrad, Svetlana Bogojavlenska, Christian Maner, Kristine Wohlfart, Inese Runce und Silke Berndsen stellen in ihren Beiträgen Forschungen zur Geschichte Lettlands im 20. Jh. vor. C. und Bo. behandeln die Frage von Identität und Loyalität der beiden größten Minderheiten in der Republik Lettland in der Zwischenkriegszeit – der Deutschen und Russen. B. gelingt es dabei, eine bisher weitgehend unbekannt Facette der lettländischen Geschichte – die Entwicklung der russischen Lehrerunion 1919-1934 – auf Basis archivalischer Quellen darzustellen. Dabei hinterfragt sie aber kaum das Selbstbild der Union und schlussfolgert, dieser sei nur an der Vermittlung des „Geist[es] ihrer [der Russen] edlen Kultur“ interessiert gewesen, „in dem keine Herrschsucht zu finden sei, sondern nur das ruhige Licht der allerfassenden Weisheit“ (S. 83 f.). W. und R. bringen mit der Vorstellung von Tagebüchern und Erinnerungen der 1950er und 1960er Jahre mikro-, alltags- und erinnerungsgeschichtliche Ansätze ein, wobei insbesondere R. das Potenzial ihrer Quellen nicht auszuschöpfen vermag. M. und Be. thematisieren außenpolitische Aspekte der Zwischenkriegszeit bzw. die Kooperation der baltischen Volksfronten in den Umbruchsjahren 1988-1990. Beide Beiträge machen deutlich, wie wichtig die Zusammenarbeit der ostmitteleuropäischen Staaten für die Durchsetzung ihrer Interessen ist.

Insgesamt bietet der Band eine solide Bestandsaufnahme der Geschichtsforschung zu Lettland und vermag weitere Arbeitsrichtungen aufzuzeigen. Eine gründlichere redaktionelle Bearbeitung in orthografischer und stilistischer Hinsicht wäre wünschenswert und dem Verständnis einzelner Texte zuträglich gewesen.

Berlin

Madlena Mahling

Anzeigen

The North-Eastern Frontiers of Medieval Europe. The Expansion of Latin Christendom in the Baltic Lands. Hrsg. von Alan V. Murray. (*The Expansion of Latin Europe, 1000-1500, Bd. 4.*) Ashgate. Farnham 2014. XLIX, 389 S., Ill. ISBN 978-1-4094-3680-5. (£ 110,-) – Bei dem hier zu besprechenden Werk handelt es sich um eine Literaturzusammenstellung zur Geschichte der Christianisierung des Baltikums, die von Alan Murray (University of Leeds) herausgegeben wurde. Als Spezialist für die Geschichte der Kreuzzüge sowie das mittelalterliche Baltikum haben die Reihen-Hrsg. in ihm einen ausgewiesenen Experten gewinnen können. Zu M.s zentralen Leistungen gehören die Einleitung, eine Auswahlbibliografie und der Index, hier als gemeinsames Register für Orts- und Personennamen sowie Sachen gestaltet. Die Einleitung bietet einen thematischen Überblick auf der Höhe des aktuellen wissenschaftlichen Standes. Sie stellt kurz die Region sowie historiografische Traditionen vor und vollzieht die lateinisch-christliche Expansion ins Baltikum nach. Dieser kurze Überblick ist lesenswert, bietet aber wenige eigene neue Erkenntnisse, was aber auch nicht der Anspruch an eine Einleitung sein kann. Die Auswahlbibliografie stellt thematisch geordnet englische und deutschsprachige, selten auch französische Titel vor. Titel, die nach 2009 erschienen sind, oder solche in Sprachen anderer Länder, in denen eine rege Baltikumsforschung existiert (z.B. Estland, Lettland, Russland, Schweden), sucht man vergebens. Leider sind die Anmerkungen zur Qualität von Hrsg. und Einleitung schon die einzigen Punkte, die der Rezensent als positiv herauszustreichen vermag. Es ist vor allem die Grundanlage des Bandes, die Kritik hervorruft. Das Buch enthält 19 Aufsätze in fünf thematischen Kapiteln. Bei allen Aufsätzen handelt es sich um die Zweitpublikation. Dass keiner der Aufsätze jüngerem Datums ist als 2007 (der älteste stammt aus dem Jahr 1966), kann möglicherweise mit Urheberrechten und fehlenden Freigaben durch die Rechteinhaber zusammenhängen; hierfür liegen aber keine näheren Informationen vor. Es kann nicht Aufgabe einer Rezension sein, Aufsätze inhaltlich vorzustellen und kritisch zu besprechen, die bereits seit einem Jahrzehnt und länger im Umlauf sind. Offensichtlich handelt es sich um Scans der älteren Textvarianten, worauf die von Aufsatz zu Aufsatz mitunter stark variierende Formatierung hinweist. Zum Großteil befindet sich auch die ursprüngliche Seitenzählung der Erstpublikation auf den Seiten der vorliegenden Neuherausgabe.

Alle Aufsätze sind in englischer Sprache gehalten, während doch die Auswahlbibliografie zumindest auch deutsche Titel enthält. Dies lässt auf Auswahlkriterien schließen, die sich nicht ausschließlich an wissenschaftlicher Qualität orientieren, sondern die antizipierten Sprachkenntnisse des Zielpublikums widerspiegeln. Die Werke, denen die Aufsätze entstammen, sind ausweislich der bibliothekarischen Verbundkataloge verbreitet vorhanden, sodass das vorliegende Buch auch keine Probleme in der Bereitstellung der hier zweitpublizierten Aufsätze behebt. Insgesamt muss der Zugewinn an wissenschaftlicher Erkenntnis durch die vorliegende Publikation hinterfragt werden. Selbst wenn sich das vorliegende Buch offensichtlich nicht an ausgebildete Fachwissenschaftler, sondern an noch auszubildende Studierende richtet, scheint es wenig hilfreich zu sein. Die ausführliche bibliografische Recherche, die zu den Kernkompetenzen historisch arbeitender Menschen gehört und damit Bestandteil der fachwissenschaftlichen Ausbildung sein muss, scheint nach dem Leseindruck unnötig zu werden. Dies ist aber ein Trugschluss, der insbesondere bei Studienanfängerinnen und -anfängern leicht entstehen kann. Bei genauerer Betrachtung aber liefert der Band bei Erscheinungsdatum 2014 keine Hinweise auf Literatur, die nach 2009 erschienen ist, und selbst bis 2009 nur eine auf zwei Sprachräume eingeschränkte Auswahl.

Marburg

Dennis Hormuth

Thomas A. Fudge: Heresy and Hussites in Late Medieval Europe. (Variorum Collected Studies Series, Bd. 1044.) Ashgate. Farnham 2014. Getr. Zählung, Ill. ISBN 978-1-4724-2933-9. (£ 100,-) – Das hier rezensierte Buch stellt eine Auswahl früher, in verschiedenen Zeitschriften, Sammel- und Tagungsbänden erschienenen Artikel des Historikers Thomas A. Fudge dar. Der an der University of New England tätige Gelehrte ist ein ausgewiesener Experte für häretische Gruppen im Spätmittelalter und gilt als einer der bedeutendsten US-amerikanischen Forscher

zum böhmischen Hussitismus. Das Buch gibt, wie der Titel verspricht, einen Überblick zur Häresie und zu den Hussiten im europäischen Kontext. Die ersten drei Aufsätze („Defending ‚Heresy‘. A Theoretical Elaboration“; „Image Breaker, Image Makers. The Role of Heresy in Divided Christendom“; „The ‚Law of God‘. Reform and Religious Practice in Late Medieval Bohemia“) schaffen eher die theoretischen Grundlagen für die Erforschung von Häresie und häretischen Gruppen in Europa. Der erste Aufsatz dieser thematischen Gruppe ist aus dem Tschechischen übersetzt und leicht überarbeitet worden. Der europäische Kontext der hussitischen Häresie wird durch drei Aufsätze repräsentiert: „Heresy and the Question of Hussites in the Southern Netherlands (1411-1431)“; „An Ass with a Crown“. Heresy, Nationalism and Emperor Sigismund“; „Seduced by the Theologians. Aeneas Sylvius and the Husite Heretics“. Die übrigen Texte sind vor allem Teilfragen der Geschichte des Hussitismus gewidmet. Hierbei befassen sich manche von ihnen mit liturgischen bzw. theologischen Fragen (z.B. „Hussite Infant Communion“), weitere mit Märtyrern und Tötungsdelikten während der hussitischen Kriege, wieder andere mit prominenten Persönlichkeiten des Hussitismus (Jan Pribam, Jan Žižka, Bischof Mikulas von Pelhrimov usw.). Die Aufsätze können hier nicht alle einzeln ausführlich vorgestellt werden. Im Allgemeinen ist jedoch festzustellen, dass das Buch etwas weniger Europa und mehr Häresie und Hussiten anbietet. Um Häresie und Hussiten im Kontext des spätmittelalterlichen Europa darzustellen, wäre sicherlich ein Ausblick auf das Konstanzer Konzil notwendig gewesen. Damit in Zusammenhang hätte den durch den Hussitismus betroffenen oder eben gefährdeten Nachbarländern Böhmens (vor allem Polen, Ungarn) mehr Raum gegeben werden müssen. Dies ist aber wegen des bereits erwähnten Umstands, dass das Buch ausschließlich bereits erschienene Schriften enthält, unmöglich gewesen. Man kann nur hoffen, dass F.s kürzlich zu Jan Hus erschienenen Buch¹ diese Lücke schließt. Die einzelnen Aufsätze sind eher von zusammenfassender, deskriptiver Natur und stellen keine in die Tiefe oder ins Detail gehenden Analysen zu problemorientierten Fragen dar. Trotzdem wird das Buch sicherlich denjenigen, die sich für die spätmittelalterliche hussitische Häresie interessieren, viele Anregungen geben.

Pécs

Dániel Bagi

¹ THOMAS A. FUDGE: *The Trial of Jan Hus. Medieval Heresy and Criminal Procedure*, New York u.a. 2013.

Václav Hájek z Libočan: Kronika česká. Hrsg. von Jan Linka. Academia. Praha 2013. 1447 S., Ill., CD-ROM. ISBN 978-80-200-2255-4. (Kč 1500,-) – Im Oktober 1541 erschien in Prag die monumentale *Kronika česká*, die auf 528 Folioblättern in bislang einmaliger Ausführlichkeit die böhmische Geschichte von den Anfängen bis zur Krönung Ferdinands 1527 darstellt. Ihr Autor Václav Hájek z Libočan, ein vom Utraquismus konvertierter katholischer Geistlicher, stellte die Chronik mit Förderung hoher Adelliger und der Hilfe mehrerer Mitarbeiter in den Jahren 1533-1539 zusammen. Sie gilt als eines der bedeutendsten Werke der böhmischen Geschichtsschreibung und war bis zum späten 18. Jh. das zentrale Bezugswerk der böhmischen Landesgeschichte, bevor die aufklärerische historische Kritik (Gelasius Dobner, Josef Dobrovský, František Palacký) die Benutzbarkeit der Chronik grundsätzlich in Frage stellte; durch eine Übertragung ins Deutsche (1596), 1697 und 1718 erneut gedruckt, wurde Kenntnis der böhmischen Geschichte in den deutschen Sprachraum vermittelt. Trotz dieser Bedeutung für das böhmische bzw. tschechische Geschichtsdenken vom 16. bis zum 19. Jh. blieb der Text der Chronik schwer zugänglich. 1819 war zwar ein Nachdruck der Erstausgabe angefertigt worden, aber eine von Václav Flajšhans vorbereitete moderne Edition gelangte in den Jahren 1918-1933 in vier Bänden nur bis zum Beginn der Regierung von Karl IV. 1347, was etwa zwei Dritteln des gesamten Textes entspricht; 1981 legte Jaroslav Kolár einen Textauswahl der Chronik vor. Dementsprechend erfüllt die Verfügbarkeit des Textes ein langerwartetes Desiderat der sprach-, literatur-, historiografie- und kulturgeschichtlichen Forschung. Die Edition bietet den vollständigen Text der Edition Hájeks zusammen mit den 147 Holzschnitten, die das Werk illustriert haben. Den Textzugang hat schon Hájek durch ein Register erleichtert; die vorliegende Edition erschließt das Werk durch ein Register der Personennamen, der Gruppen- und Völkernamen sowie der Ortsnamen. Einen wissenschaftlichen Einstieg in das Werk und zum Stand seiner Erforschung bieten zwei anhängende Aufsätze. Petr V o i t beschreibt die äußere Gestalt des Werkes

und besonders die Illustrationen, bei denen es sich zumeist um typisierte Abbildungen handelt (thronende Herrscher, Begräbnisprozessionen, Kampfszenen), die mehreren historischen Situationen zugeordnet werden. Jan Linka äußert sich zu Hájek's Verständnis der böhmischen Geschichte, gliedert die Darstellung in vier chronologische Abschnitte (Ankunft von Čech 644 bis 999, 1000 bis 1300, 1300 bis 1400, 1400 bis 1527), beschreibt die grafischen und sprachlichen Besonderheiten des Erstdrucks und erläutert die Prinzipien der Textwiedergabe. Gedruckt wird eine vereinheitlichte Transkription des Textes, wodurch eine gute Lesbarkeit erreicht wird, die beiliegende CD-ROM enthält einen durchsuchbaren transliterierten Text, der die grafische Gestalt der Edition des 16. Jh. nachbildet.

Marburg

Norbert Kersken

Michel Stüelers Gedenkbuch (1629-1649). Alltagsleben in Böhmen zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Hrsg. von Jan Kilián. (Herrschaft und soziale Systeme in der Frühen Neuzeit, Bd. 17.) Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen 2014. 466 S. ISBN 978-3-8471-0235-9. (€ 49,99.) – Das vorliegende Werk, ein Tagebuch aus dem Dreißigjährigen Kriegs, ist eine ausgesprochen spannende Publikation. Der Hrsg. ist einer der profiliertesten Kenner der Frühneuzeit, insbesondere des 17. Jh., und sein Œuvre ist für die eingehende Beschäftigung mit diesem für ganz Zentraleuropa bedeutenden Ereignis essenziell. K. zählt zweifelsfrei zu denjenigen Historikern, die über die notwendigen Sprachkompetenzen verfügen, um von den ebenso reichhaltigen wie selten von ausländischen Forscherinnen und Forschern benutzten tschechischen Archiven zu profitieren. Dies führt unglücklicherweise dazu, dass trotz äußerst großer Quellenbestände nur relativ wenige neuere Forschungen vorliegen (S. 19). Die Edition, die deutschsprachige Ausgabe eines zunächst 2013 zweisprachig erschienenen Tagebuchs, verdient größte Aufmerksamkeit.¹ In markantem Gegensatz zu so vielen anderen als „Ego-Dokument“ bezeichneten Quellen beinhalten die „einzigartigen“ (S. 20) Aufzeichnungen des Michel Stüeler aus Graupen (heute Krupka) im Erzgebirge eine Reihe sehr persönlicher, stellenweise gar intimer Verweise auf zum Teil kompromittierende Aspekte wie Alkoholismus, das Sexualverhalten der Graupener, schriftliche Zeugnisse seiner Träume oder den relativ weit verbreiteten Antiklerikalismus.

Im Anschluss an eine sehr hilfreiche Einleitung, die zudem eine kommentierte Übersicht der tschechischen Forschung beinhaltet, finden sich Orientierung bietende Darstellungen zu Graupen, zur Person des Verfassers, Michel Stüeler, bzw. zu der sehr spannenden Überlieferungsgeschichte des Tagebuchs, das ursprünglich aus drei Teilen bestand, von dem die vorliegende Edition des zweiten Teiles die Jahre von 1629 bis 1649 abdeckt und – unglücklicherweise – der einzig überlieferte Teil ist. Diese äußerst dichte Einführung ist auch deshalb als vorbildlich zu bezeichnen, weil dadurch die relevante, vor allem jüngere tschechische Forschung nun auch einem deutschsprachigen Publikum zugänglich(er) gemacht wird.²

Die Fülle der enthaltenen Details kann an dieser Stelle nicht angeführt werden, dennoch sei hier auf folgende weiterführende Themen verwiesen: Erstens sind die Namen und Altersangaben der verstorbenen Graupener angeführt, die Rückschlüsse auf die Bevölkerungsentwicklung zulassen. Zweitens sind die vielfach wiederkehrenden Seuchen und die verzeichneten Wetterphänomene wie Hagel, Gewitterstürme etc. beispielsweise für umwelthistorische Fragestellungen von Bedeutung. Aufgrund von Stüelers Stellung innerhalb des sozialen Gefüges Graupens sind zudem seine vielfachen Reisen in benachbarte Orte oder nach Prag für die Erforschung von Kommunikationsströmen und -geschwindigkeit relevant. Schließlich sei viertens noch auf eine Besonderheit dieses Tagebuchs hingewiesen: Am Ende einiger Jahre finden sich „Jahresberichte“,

¹ JAN KILIÁN (Hrsg.): Paměti krupského měšťana Michela Stüelera (1629-1649) [Das Tagebuch des Graupener Bürgers Michel Stüeler], Dolní Břežany 2013.

² Siehe auch DERS.: Der Dreißigjährige Krieg in der tschechischen Geschichtswissenschaft (2000-2010), in: Frühneuzeit-Info 22 (2011), 1-2, S. 191-197.

in denen Stüeler u.a. über außergewöhnliche oder bedeutende Ereignisse wie z.B. Unwetter³ oder Kriegserfahrungen, aber auch über Getreidepreise als Indikator für die Bewertung „guter“ bzw. „schlechter“ Jahre berichtet, z.B. 1635 (S. 163) oder 1648 (S. 381 f.).

Zweifelsfrei ist diese Edition eine der spannendsten Publikationen zum Alltagsleben im Dreißigjährigen Krieg, die in den letzten Jahren erschienen ist. Es bleibt zu hoffen, dass die Arbeit des Hrsg. nicht nur auf den Reichtum der tschechischen Archive hinweist, sondern auch gleichsam als Ansporn für weitere Studien gelten mag.

Zürich

Stephan Sander-Faes

³ Vgl. etwa RUDOLF BRÁZDIL u.a. (Hrsg.): *The Weather and Climate in the Region of Olomouc, Czech Republic. Based on Premonstratensian Diaries Kept by the Hradisko Monastery and Svatý Kopeček Priory (1693-1783)*, Brno 2011.

Gertraud Marinelli-König: Die böhmischen Länder in den Wiener Zeitschriften und Almanachen des Vormärz (1805-1848). Tschechische nationale Wiedergeburt, Kultur- und Landeskunde von Böhmen, Mähren und Schlesien, kulturelle Beziehungen zu Wien. Teil 3: Kunst. (Sitzungsberichte der Philosophisch-Historischen Klasse, Bd. 855 / Veröffentlichungen zur Literaturwissenschaft, Nr. 31.) Verl. d. Österr. Akad. der Wiss. Wien 2014. LVI, 426 S. ISBN 978-3-7001-7135-5. (€ 84,-) – Nach den 2011 bzw. 2013 erschienenen ersten beiden Bänden des als Forschungshilfe bewährten annotierten Repertoriums der die böhmischen Länder betreffenden Korrespondenzberichte, Beiträge und Nachrichten in Wiener Zeitschriften und Almanachen des Vormärz¹ erschließt der dritte von vier geplanten Bänden das Themenfeld „Kunst“, d.h. Beiträge und Erwähnungen zur Musik, zu den Bildenden und zu den Darstellenden Künsten. 35 zwischen 1803 und 1848 teilweise nur kurze Zeit, aber auch wie die Wiener Theaterzeitung fast über den gesamten dokumentierten Zeitraum in Wien erschienene Periodika hat Gertraud Marinelli-König unter den jeweiligen Aspekten durchgesehen. Nach der Musikgeschichte, unter die M.-K. ein breites thematisches Spektrum von der „Musik der Slaven“ (S. 4) über Auftritte von „Prager Musikanten“ in den USA (S. 7), von Walther von Goethe komponierte „slawische Lieder“ (S. 11) bis hin zu „herumziehenden böhmischen Musikern“ (S. 13) subsumiert, bilden die „Biobibliographischen Notizen über [mehr als 190] Musiker, Sänger/innen, Komponisten und Musikverleger“ (S. 15-204) den größten Unterabschnitt. Das „Musikleben in Prag“ (S. 205-214) als solches wurde in Wien weit weniger beachtet als seine künstlerischen Exponenten und wenigen Exponentinnen, noch weniger das „Musikleben in Böhmen, Mähren und Schlesien“ (S. 215-222). Die Bildenden Künste wurden, intern ähnlich gegliedert in Unterkapitel zu Kunstgeschichte, Kunstgeschehen und bildenden Künstlern, insgesamt in Wien weit weniger registriert. Unter „Memoria“ verzeichnet M. geplante und ausgeführte Denkmäler und Gedenkbilder, in einem eigenen Abschnitt die Vorbereitungen für den nach dem Vorbild der „Walhalla“ in Liboch geplante tschechischen „Slavin“. Zu den Darstellenden Künsten überwiegen erwartungsgemäß die Berichte über Theater und Bühnen in Prag (S. 317-340), während die übrigen Bühnen in den böhmischen Ländern (S. 341-353) weit weniger beachtet werden. Dem tschechischsprachigen Theater, das bei den übrigen Theaterberichten eher marginal erwähnt wird, widmet M. einen eigenen Unterabschnitt. „Theaterschaffende“ aus den böhmischen Ländern wurden nur selten in Wiener Periodika erwähnt (S. 403-410), einen Sonderabschnitt bilden Nachrichten über Franz Grillparzers böhmische Themen behandelnde Dramen – überwiegend aus Wien. Das Register für diesen Teilband bietet die Österreichische Akademie der Wissenschaften online unter <http://hw.oew.ac.at/7135-5> an (die auf S. 429 genannte Internet-Adresse führt nur zum Register von Band 1). Mit dem abschließenden vierten Teilband soll ein Gesamtregister im Druck erscheinen.

Viersen

Wolfgang Kessler

¹ Vgl. meine Rezensionen in: *Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung* 62 (2013), S. 132, sowie ebenda 64 (2015), S. 316.

Jan Tomasz Gross: *Collected Essays on War, Holocaust and the Crisis of Communism. (Eastern European Culture, Politics and Societies, Bd. 6.)* Lang-Ed. Frankfurt a. M. 2014. 170 S. ISBN 978-3-631-64653-3. (€ 39,95.) – Der Band enthält Aufsätze des polnisch-amerikanischen Soziologen und Historikers Jan Tomasz Gross, dessen im Jahr 2000 erschienenes Buch *Sąsiedzi* [Nachbarn] über den Pogrom in Jedwabne Anfang Juli 1941 in Polen eine intensive öffentliche Auseinandersetzung über das polnisch-jüdische Verhältnis auslöste und auch über Polen hinaus durch Übersetzungen in mehrere andere Sprachen einflussreich war. Die in dem vorliegenden Band enthaltenen Aufsätze sind zwischen der Mitte der 1980er Jahre und dem Jahr 2010 entstanden. Soweit für den Rezensenten erkennbar, ist nur der einleitende, autobiografische Text „Making History: My Intellectual Journey into the Hidden Polish Past?“ hier erstmals veröffentlicht. Es handelt sich dabei um eine Copernicus Lecture an der University of Michigan in Ann Arbor, die G. am 11. November 2013, dem polnischen Nationalfeiertag, hielt.¹ G. schildert hier seine intellektuelle Biografie, die für den 1947 geborenen Sohn polnisch-jüdischer Eltern in inoffiziellen Diskussionszirkeln der jungen Warschauer Intelligenz in den Jahren vor 1968 begann und ihn von Forschungen über die polnische Gesellschaft im Generalgouvernement und den polnischen Ostgebieten unter sowjetischer Herrschaft in den Jahren 1939-1941 schließlich zur Frage des polnisch-jüdischen Verhältnisses während des Zweiten Weltkriegs und in den ersten Nachkriegsjahren führte. Die Aufsätze des Bandes zeigen den Beginn seines Interesses für das polnisch-jüdische Verhältnis seit Mitte der 1980er Jahre bis zu seinen jüngsten Forschungen über das polnisch-jüdische Verhältnis nach 1945. Bei drei weiteren Texten in diesem Band handelt es sich um Kommentare zu den politischen Veränderungen in Osteuropa Ende der 1980er Jahre und in Polen Anfang der 1990er Jahre. Die Texte ergänzen damit letztlich dokumentarisch (allerdings ohne seine polnischen Veröffentlichungen) G.s im einleitenden Text präsentierte intellektuelle Autobiografie. Der Band erläutert aber weder in einem (nicht vorhandenen) Vorwort den Leitgedanken der Textzusammenstellung noch enthält er für die meisten Aufsätze Angaben zu teilweise mehrfachen früheren Veröffentlichungen.² Daher lässt er den Leser angesichts der Frage nach dem Sinn und der Absicht dieser Publikation etwas ratlos zurück.

Halle

Kai Struve

¹ Auch dokumentiert unter <https://www.youtube.com/watch?v=3VP7Kbw2uZ8> (20.07.2015).

² So erschien beispielsweise der Aufsatz „Polish-Jewish Relations During the War. An Interpretation“ (im vorliegenden Band in der Übernahme von Angaben in der Originalveröffentlichung nur als Vortrag an der Universität Oxford im November 1985 beschrieben) erstmals in: *European Journal of Sociology* 27 (1986), 2, S. 199-214, und im gleichen Jahr in einer polnischen Version in: *Aneks* 41-42 (1986), S. 13-35. In einer grundlegend überarbeiteten und erweiterten Fassung bildete er dann ein Kapitel in G.s Buch *Upiorna dekada. Trzy eseje o stereotypach na temat Żydów, Polaków, Niemców i komunistów 1939-1948* [Die unheimliche Dekade. Drei Essays über Stereotype zum Thema Juden, Polen, Deutsche und Kommunisten 1939-1948], Kraków 1998, S. 25-60. Eine gekürzte Zusammenfassung dieses polnischen Buches ist wiederum der Aufsatz „A Tangled Web. Confronting Stereotypes Concerning Relations between Poles, Germans, Jews, and Communists“, in: ISTVÁN DEÁK, JAN T. GROSS u.a. (Hrsg.): *The Politics of Retribution in Europe. World War II and its Aftermath*, Princeton 2000, S. 74-129.